

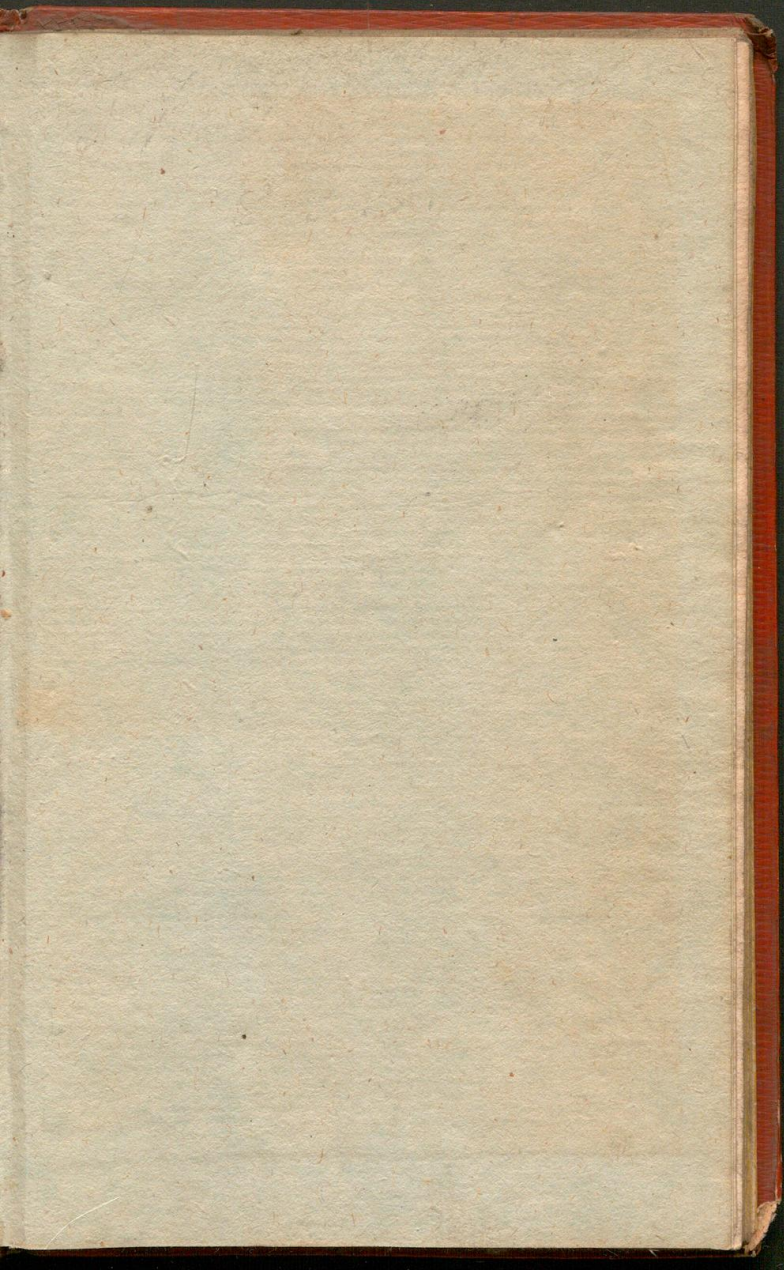
Wiener Stadt-Bibliothek.

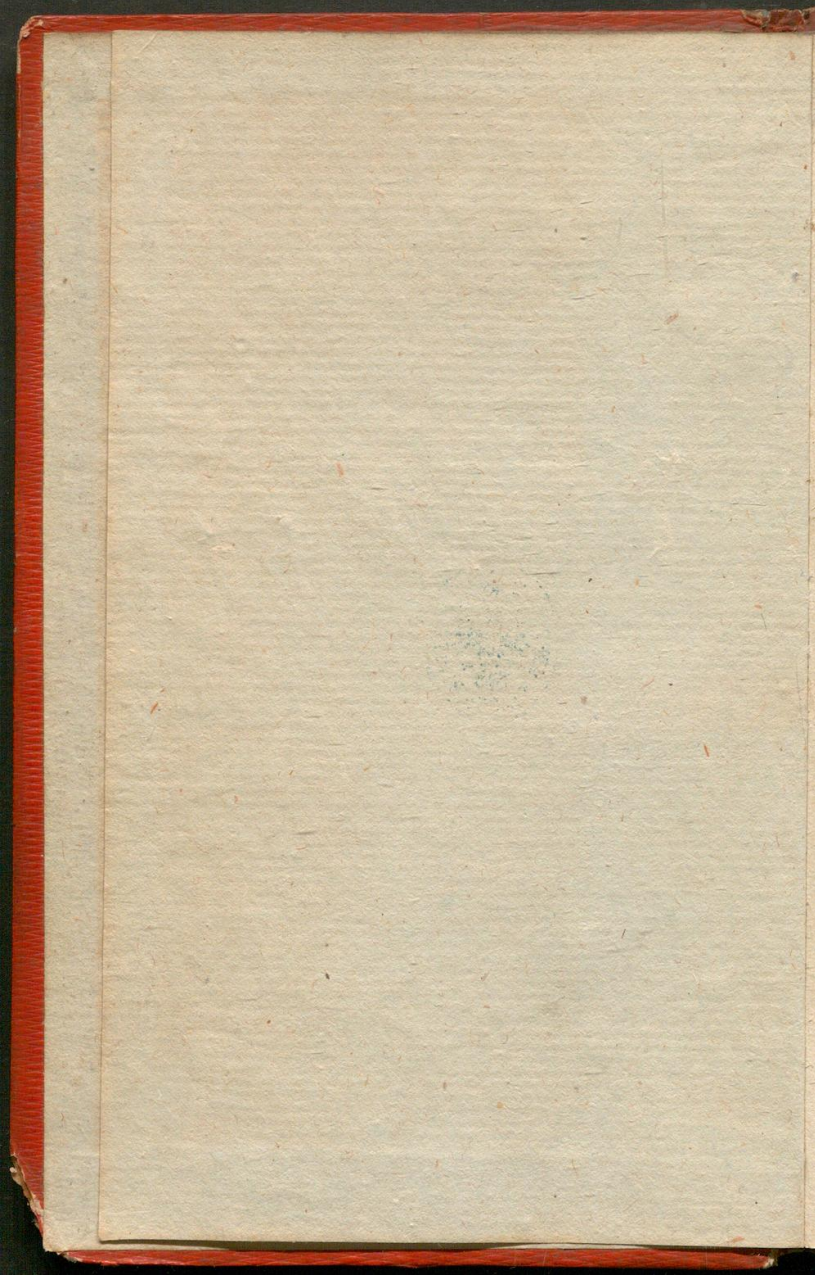
8698

A

~~F 14-8~~











Der Herbst theilt milde Früchte aus.

**Fleiß und Sittsamkeit
bringt Glück.**

**Kleine Scenen aus dem Leben
guter Menschen**

zur

Ermunterung für die Jugend.

Aus dem II. Jahrgang der Feierstunden.

Wien, 1830.

Druck und Verlag von Leopold Grund.



Gottes Fügungen.

Paul war ein armer Knabe; beyde Aeltern waren ihm gestorben, als er noch in der Wiege lag, und hatten kaum so viel hinterlassen, daß man sie zur Erde bestatten konnte; da blieb denn für den Kleinen Paul auch nicht so viel übrig, daß man ihn nothdürftig hätte kleiden, oder auch nur eine Woche ernähren können, und die Vorsteher des Dorfes fragten sich: »Was fangen wir mit dem unglücklichen Kinde an? wir können's doch nicht dem Hungertode übergeben.« Da trat Martin, ein zwar unbegüterter, aber rechtschaffener Landmann, hervor und sprach: »Will es kein Anderer, so nehme ich das liebe Kind zu mir, obgleich ich selbst fünf eigene Kinder habe und ihnen nicht immer satt zu essen geben kann; aber Gott wird schon helfen, denn

er verläßt die Seinen nicht, und mit guten Werken ist immer sein bester Segen.«

Die andern Landleute, obschon vermögender als Martin, aber minder gutthätig als er, freuten sich, auf diese Weise des Verlassenen entledigt zu seyn, und keiner meldete sich, der dem braven Manne das Recht hätte streitig machen wollen, den armen Paul zu sich in das Haus zu nehmen. Paul wuchs also unter Martins Kindern auf, und ward ein schöner, rothwangiger Knabe, aus dessen muntern blauen Augen Zufriedenheit und Gesundheit strahlten. Er war immer heiter und lustig, und oft stellte Martin seinen eigenen Kindern den fröhlichen Pflegesohn zum Muster auf, wenn diese murrten, daß der liebe Gott es ihnen doch gar zu knapp zugemessen habe. Paul wußte sich aber auch zu helfen, denn er liebte Thätigkeit. Im Sommer, wenn das Getreide gemäht werden sollte und die brennend heiße Augustsonne die Schnitter im Felde durstig machte, war er immer bey der Hand, und fragte bey den Arbeitern an, ob er ihnen nicht einen Auftrag verrichten, nicht einen Weg abnehmen könne? und gern ließen sich diese dann seine Hülfleistungen gefallen, ja, es

hieß oft, wenn er an einem andern Orte beschäftigt war: Wenn nur Paul da wäre, der sollte uns schon besorgen, was wir gebrauchen! Natürlich blieben diese kleinen Hülfleistungen nicht unbelohnt und keinen Abend kehrte der gute Junge ohne einen Krug guten Biers, einige Butter-schnitten, oft gar mit einem guten Stücke rohen Schinken heim, das er dann mit leuchtenden Augen unter die Kinder seines Pflegevaters vertheilte, für sich selbst immer den kleinsten Theil behaltend; das Bier aber, und auch das Fleisch, blieb allemahl für den guten Vater Martin, der oft mit Thränen in den Augen Paul seinen Raben nannte, der ihn speise, wie den Daniel in der Löwengrube.

Paul ward nimmer müde noch unwillig, selbst wenn seine Beschäftigungen seine jugendlichen Kräfte fast überstiegen.

Die andern Kinder des braven Martin waren nicht so gut gerathen, als Paul, denn die Mutter, eine schwache Frau, die ihre Kinder allzu sehr liebte, verhätschelte sie, und so konnten sie nicht so tüchtig werden, als sie es geworden wären, wenn Vater Martin seinen Willen hätte durchsetzen können. Der aber liebte nun wieder

seine Frau allzusehr, um sich ihrem Willen in irgend etwas zu widersetzen, und so stand es übel um die Kinderzucht in seinem Hause.

Paul war auf diese Weise zwölf Jahr alt geworden; da entstand in der Gegend, worin er lebte, ein trauriger Mißwachs; die Sonne schien von einem so unumwölkten Himmel herab, daß auch kein Tröpfchen Regen zur Erde fiel und schier alle Creaturen derselben verschmachteteten. Die Flüsse und Brunnen trockneten aus, die Quellen und Bäche versiegten, daß in wenig Wochen alle Hoffnung zur Ernte verschwunden war. Traurig und mißmuthig stand der Landmann vor seinen Getreidefeldern und murrte auch wohl mitunter gegen Gottes Fügungen, obschon er in den im vorigen Jahre reichlich gefüllten Scheuern noch Vorrath genug besaß, um sich und die Seinen vor dem Hungertode zu sichern, und obgleich er täglich im Vaterunser nur zu Gott flehte: »Unser täglich Brot gib uns heute!« so war er doch lange nicht damit zufrieden, daß Gott dießmahl nicht mit Ueberfluß segnete.

Vater Martin aber durfte trauern, durfte Gott bitten, sein Schicksal zu ändern und ihn und die Seinen vor dem Hungertode zu bewah-

ren, denn sein kleines Feld hatte in den besten und ergiebigsten Jahren kaum so viel Korn gegeben, daß er sich mit sechs Kindern und seiner Frau gehörig sättigen konnte, und nun waren alle Halme leer und auf dem ganzen Felde kein Scheffel Getreide! Wie sollte das werden? woher ihm Hülfe in dieser dringenden Noth kommen? Unwillkürlich falteten sich seine Hände und sein Auge, in dem eine Thräne zitterte, hob sich zu Gott empor; dann aber ward es ihm gleich leichter um's Herz und mit männlichem Muth sagte er: »Herr, Dein Wille geschehe!«

Als er nun einst, so in Gedanken verloren, vom Felde nach Hause zurückkehrte, begegnete ihm der wackere Paul; ach, auch in seinem jungen Herzen hatte die bittere Sorge zuerst Wurzel geschlagen und die sonst so heitern Augen waren trübe, und die glänzend rothen Wangen etwas bleicher geworden. Er trat bescheiden zu seinem Pflegevater und sprach den Wunsch gegen ihn aus, von dannen ziehen zu dürfen und ihn der Sorge in dieser drückenden Zeit für seinen Unterhalt zu entledigen; aber Martin wollte nichts davon hören und sagte, unter heiß hervorquellenden Thränen ihn in seine Arme schlie-

hend: »Daraus wird nichts, mein Sohn, denn ich lasse Dich nicht von mir; bist Du doch in besserer Zeit mein Schutzengel gewesen, und jetzt sollte ich Dir den Bettelstab in die Hand geben? Du theilst mit uns, was die Gnade des Himmels uns geben wird, denn Er, der die jungen Raben speist, der die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch uns nicht verlassen, noch versäumen!«

Paul mochte bitten, flehen und vorstellen, so viel er wollte, Martin blieb unbeweglich bey seinem Vorsatz, und so mußte er sich wider seinen Wunsch und Willen fügen und bey seinem Pflegevater bleiben.

Die Noth der Familie nahm aber täglich zu, und manchen Abend mußten Alle hungrig zu Bette gehen, weil weder Vater Martin noch Paul so viel hatten verdienen können, um ein schlechtes, mit Kleie vermischtes Brot zu kaufen. Immer bleicher und bleicher wurden die Gesichter, immer eingefallener die Wangen, und selbst Pauls blühende Farbe wich beynah der nagenden Sorge und dem bitteren Mangel. Der Winter war nahe vor der Thür und die Kälte drohte, sich dem Hunger zuzugesellen; welche Aussicht für die Armen!

Paul, immer bedacht, die Noth zu mildern, so viel er konnte, ging täglich in den nahgelegenen Wald, um dort trockenes Reissig zu sammeln, was erlaubt war, und so traf es sich, daß er gerade dieß Geschäft betrieb, als eine Gesellschaft vornehmer Leute sich im Walde mit der Jagd ergötzte. Er hörte mehrere Schüsse fallen, und endlich kam ein schwer verwundetes Häschen auf ihn zugelaufen. Das arme Thier, das vom Blute triefte, sah ihn noch einmahl recht kläglich mit den großen klugen Augen an, als wolle es ihn um Hülfe anflehen, dann fiel es zur Erde nieder und verschied zu seinen Füßen. Sein erstes Gefühl war inniges Mitleid mit dem armen Geschöpfe; er legte das Reissigbündel nieder und betrachtete es mit thränenden Augen, dann durchfuhr der Gedanke sein Herz: wie, wenn du dieses Thier nach Hause brächtest, welcher Schmaus würde das für Altern und Geschwister seyn, wie würden die sich an dem Fleische erlaben! Und auch das Fell könntest du um einige Groschen verkaufen! Schon streckte er die Hand nach dem Hasen aus, da fiel es ihm ein, daß es ja ein Diebstahl seyn würde, das von Andern erlegte Thier mit sich zu nehmen, und er schämte sich

seines frühern Gedankens recht innig. Lieber hungern als stehlen! sagte er; ich will die Jagenden auffuchen und ihnen das erlegte Wild zustellen, wir werden dann wohl hungrig zu Bette gehen müssen, wie auch schon gestern, aber doch mit ruhigem Gewissen, und wer weiß, was uns Gott morgen beschert!

Es ließen sich wieder Flintenschüsse in einem andern Theil des Waldes hören; Paul ergriff das getödtete Häschen und folgte dem Klange der Jagdhörner. Bald erblickte er die muntern Jäger, die an einer lichten Stelle des Waldes ein großes Feuer von trockenem Reißig gemacht hatten und darum lagerten, indem sie fleißig tranken und aßen.

Schüchtern nahte er sich, und einen alten Mann erblickend, dessen gute, freundliche Miene ihm Zutrauen einflößte, wandte er sich an diesen und sagte, das getödtete Thier vor ihn hinlegend: »Diesen Hasen haben Sie oder Ihre Jäger geschossen; er starb zu meinen Füßen im andern Theile des Waldes und hier bringe ich Ihnen das Thier.« Der alte Herr erhob sich von seinem Sitze und sprach freundlich zu ihm: »Du scheinst mir ja ein wackerer, ehrlicher Bursche;

habe Dank für deine Mühe und setze dich zu den Andern, um dich, wie sie, mit Speise und Trank zu erquicken. Paul, den sehr hungerte, ließ sich das nicht zwey Mahl sagen und bald reichte man ihm von allen Seiten köstliche Leckerbissen, wie er sie in seinem Leben noch nicht genossen hatte. Erst aß er mit großer Begierde, wobey der alte freundliche Mann ihm mit großem Wohlgefallen zusah und den Andern Winke gab, ihm immer mehr zu geben; dann fiel es ihm plötzlich ein, daß er hier schwelge, während die Seinen daheim nicht ein Stückchen trocknes Brod hätten, und er legte den Bissen nieder, den er schon zu Munde führen wollte; Thränen traten in seine Augen

»Was ist dir?« fragte der alte Mann; »warum issest du nicht weiter?«

Paul schlug die Augen nieder und ein Seufzer stahl sich aus seiner Brust; dem Fremden, der ein Menschenkenner wie ein Menschenfreund war, entging diese ungewöhnliche Bewegung des Knaben nicht, und er wünschte die Ursache zu wissen.

»Setze Dich zu mir,« sprach er, »und sage mir offenherzig, warum du auf einmahl so trau-

rig wardst, daß du nicht weiter essen mochtest? Fürchte dich nicht, guter Junge, mir die Wahrheit zu sagen!« Zögernd gehorchte Paul und erzählte ihm mit leiser Stimme die Noth der Seinen, und daß es ihm so schwer auf's Herz gefallen sey, hier so köstlich zu speisen, während Vater, Mutter und Geschwister daheim darben.

Aufmerksam und gerührt hörte der Fremde ihm zu und zerdrückte sogar eine Thräne in seinen Augen, dann sagte er: »Auch die Deinen sollen heut nicht wieder hungrig zu Bette gehen, d'rum iß nur fröhlich und mache dir kein Gewissen daraus!«

Er berief dann einen Diener zu sich und sagte ihm einige Worte ins Ohr, worauf dieser den größten Korb nahm, den man mitgebracht hatte und alle Überreste der Speisen hineinpakte. Eigenhändig stellte der treffliche Mann dann noch zwey Flaschen Wein in den Korb, zog seine Geldbörse hervor, nahm ein Stück daraus, wickelte es sorgsam in ein Papier und legte es zu dem Übrigen.

»Das kannst du deinen Ältern bringen,« sagte er, auf den Korb deutend, »doch wird dir die Last nicht zu groß seyn, und wohnst du

nicht vielleicht zu weit von hier, um den Korb fortbringen zu können?»

Mit leuchtenden Augen trat Paul zu dem kößlichen Korbe, hob ihn mit kräftiger Hand in die Höhe und sagte: »Hundert Meilen wollte ich den wohl tragen; er ist ja gar nicht schwer!« In dem Augenblick ließen sich wieder Jagdhörner in einiger Entfernung hören. »Das ist wohl mein Sohn,« sprach der gute Alte, »er wollte nachkommen, und hat, wie es scheint, Wort gehalten.«

Indem er dieses noch sprach, fiel ein Schuß, und ein Reh lief an der Stelle vorüber, auf der man sich gelagert hatte; aber sich in seinem Blute wälzend, lag der arme Paul auf der Erde, denn der Schuß hatte nicht das Reh, sondern ihn getroffen, der, von einem Busche versteckt, bey seinem Korbe stand.

Großer Gott, welch ein unglücklicher Zufall! rief alles verwirrt und erschrocken, auf den armen Knaben zueilend, dessen braune Locken von dem häufig hervorströmenden Blute triefen.

Alles erhob laute Klagen, aber am untröstlichsten war der alte Herr, der sogleich herzueilte, um die Wunde des Getroffenen zu untersu-

hen. Sie war am Kopfe, aber zum Glück nicht tödtlich; Paul wußte nichts mehr von sich, denn eine tiefe Ohnmacht befang seine Sinne.

Aus einer nahen Quelle schöpfte man Wasser, um die Wunde auszuwaschen und den Ohnmächtigen zur Besinnung zurück zu bringen, der noch immer mit dichtgeschlossenen Augen, ein Bild des Todes, da lag.

Die unvorsichtigen Jäger kamen jetzt auch herbey; der Sohn des Alten hatte den unglücklichen Schuß gethan und sein Schmerz kannte keine Grenzen. »Gott, so bin ich vielleicht der Mörder des armen Knaben!« rief er mehrere Male; »nie, nie will ich wieder dem Vergnügen der Jagd huldigen; ich unglücklicher Mensch!«

Jetzt schlug Paul die Augen auf, und mit dem Freudenrufe: »Er lebt, er ist nicht todt!« stürzte Wilhelm, so hieß der junge Mann, neben dem Verwundeten zur Erde nieder.

»Ach, mein armer Vater, meine arme Mutter, und die Brüder und Schwestern gehen doch nun hungrig zu Bette,« seufzte Paul mit todesmattcr Stimme; »wer bringt ihnen nun den Korb?« bey diesen Worten schloß er die Augen wieder.

Man traf in aller Eile Anstalten, den ar-

men Knaben fortzubringen, dem schnelle Hülfe werden mußte, wenn er gerettet werden sollte. Einer der Jäger, der sich etwas auf die Wundarzeneykunst verstand, zerriß ein leinenes Tuch und verband die tiefe Wunde, so gut es gehen wollte, während einige Andere von Baumzweigen eine Bahre machten, um ihn fortzubringen.

Wohin aber nun mit dem armen Knaben? fragte man sich jetzt: »In mein Schloß,« war die Antwort des alten Herrn; »wir können ihn den unglücklichen Altern doch nicht so in das Haus bringen; der Schreck könnte sie ja tödten! Zwey von Euch,« fuhr er zu den Jägern gewendet, fort, »nehmen den Korb, um den der arme Junge so besorgt war, und gehen damit in das nächste Dorf; dort fragt von Haus zu Haus, bis Ihr die Leute findet, die heute ihren Sohn in den Wald gesendet. Bringt diesen mit Vorsicht die unglückliche Begebenheit bey, und bescheidet den Vater... sobald als möglich zu mir auf's Schloß.«

»Und ich,« sprach der trostlose Wilhelm, »eile in die nahe Landstadt und lehre mit einem Wundarzt zurück; gebe Gott, daß meine Unvorsichtigkeit mich nicht für zeitlebens unglück-

lich und zum Mörder an diesem Knaben gemacht habe!»

*

Paul lag nun in einem weichen Bette, in das man ihn gebracht hatte, sobald man auf dem Schlosse angelangt war; der herbeygerufene Wundarzt untersuchte die Tiefe der Wunde und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, denn der Knabe hatte viel Blut auf dem weiten Wege verloren und war von tiefer Ohnmacht befangen. Wilhelm wich nicht von seinem Lager; sein gutes, theilnehmendes Herz war auf's schmerzlichsste durch den Anblick des Leidenden zerrissen und kein Trost wollte bey ihm fruchten, denn jeden Augenblick fürchtete er, Paul an seiner Wunde sterben zu sehen.

Endlich kam Martin mit denen nach ihm Ausgeschickten; wer beschriebe den Jammer des guten Mannes?

Männlich gefaßt erzählte ihm der Graf von Sandels — dieß war der Nahme des alten freundlichen Herrn — den Hergang der Sache, und sprach ihm Muth ein.

»Herr Graf,« sagte Martin, »dieser Knabe ist nicht mein Sohn, aber ich liebe ihn, wie ich

nur meine eigenen Kinder lieben kann, und ihn zu missen, wäre mir das Schmerzlichste, was mir begegnen könnte, denn ein besseres und liebevolleres Pflegekind hat noch nie Einer gehabt!«

Dann erzählte er, wie er zu Paul gekommen und konnte nicht müde werden, die Tugenden seines Pflegesohnes aufzuzählen, so daß der Graf ihm gerührt zuhörte, und als er geendigt hatte, zu ihm sagte: »Erhält Gott uns das treffliche Kind, so soll er auch mein Sohn seyn, und ich will für ihn und für Euch sorgen; stirbt er aber, so bin ich Euch so viel Ersatz schuldig, als in meinen Kräften steht, Euch zu geben. Zieht darum gleich mit Weib und Kindern zu mir auf mein Gut; ich habe zwar auch durch den dießjährigen Mißwachs gelitten, da ich aber reich bin, so ist noch immer so viel da, um einem braven Manne Hunger und Kummer zu ersparen. Verkauft Hütte und Feld und zieht zu mir her; im nächsten Jahre wird Gott Euren Fleiß segnen, und ich habe hoffentlich einen getreuen und guten Unterthan gewonnen.« Diese Rede würde Martin zu jeder andern Zeit höchlichst erfreut haben, da aber sein lieber Pflegesohn so todtenbleich und ohne Anschein des Lebens da

lag, wollte doch die Freude nicht Oberhand in seinem Herzen gewinnen, und nur seufzend konnte er danken.

Am andern Morgen aber, als der Wundarzt die Wunde untersucht hatte, und feyerlich versicherte, daß er jetzt für das Leben Pauls einstehe, da konnte er Gott und seinem Wohlthäter nur mit Freudenthränen danken, und als nun Paul gar die Augen aufschlug und ihn erkannte, als dieser mit matter Stimme nach dem Korbe fragte, und der eigenen Gefahr vergessend, sich erkundigte, ob dieser in seine Hände gekommen sey und sie Alle sich mit Wohlgefallen gesättiget hätten, — da sank auch Wilhelm auf seine Knie und dankte Gott für das gerettete Leben des durch ihn Gefährdeten.

*

Jahre waren seit diesem Ereignisse verfloßen; Martin bewohnte ein freundliches, schönes Haus, von blühenden Gärten, von Wiesen und Äckern umgeben, die sein Eigenthum waren, da Gott seinen Fleiß sichtbar gesegnet hatte, und der edle Graf ihm in allen billigen Dingen Vorschub leistete. Es verging aber kein Tag, daß nicht ein feiner, schöngekleideter junger Mann, vom Schlosse

Kommend, in sein Haus trat und Alle mit freundlichem Händedruck begrüßte; dieser seine, schöne junge Herr war aber kein Anderer, als unser Paul, den der Graf so lieb gewonnen hatte, daß er ihn gar nicht wieder von sich lassen wollte und den der gute Wilhelm nie anders als Bruder nannte.

Herr Paul — so hieß er allgemein in der Umgegend — hatte aber mit Hülfe eines guten Hofmeisters recht viel gelernt, und als er neunzehn Jahr alt war, sandte ihn der alte Graf auf die Universität, wo er die Gottesgelehrtheit studierte, denn dazu hatte er die größte Neigung, und ehe ihm dort drey Jahre vergangen waren, ließ er sich von seinen Professoren prüfen und kehrte mit den besten Zeugnissen zurück, worauf der Graf ihn zum Prediger in seinem schönen Kirchdorfe machte.

Wer war nun glücklicher als er und sein Pflegevater Martin, der oft ausrief: »Ja, wunderbar sind Gottes Fügungen, aber sie sind immer die besten, denn hätte unser Paul seine schwere Wunde nicht erhalten, so wären wir wohl Alle in Noth und Mangel vergangen!«

Amalie Schoppe, geb. Weisse.

Die Geisterburg.

Zu Jena studierte der Sohn eines reichen Amtmannes. Gegen den Herbst hin erhielt er von seinem Vater eine Einladung, die Herbstferien zu Hause zuzubringen, und, wenn er wollte, einige Freunde mitzunehmen. — Wem es mit seinen Einladungen kein rechter Ernst ist, der lade ja nicht Studenten, denn sie kommen gewiß. So auch hier. Der Herr Sohn fand sich schon, als die Collegien noch kaum geschlossen waren, mit vier oder fünf seiner lustigsten Brüder ein, die sich ein Vergnügen machten, den Herrn Amtmann, wie sie zu sagen pflegen, abzustößen. Sie wurden mit aller Freundlichkeit und Höflichkeit aufgenommen, und in das große Amtshaus einquartiert. Die Frau Amtmänninn both ihre ganze Kochkunst auf, sie gut zu bewirthen, und ihr Herr Gemahl, der noch in seinen

besten Jahren und ehemahls selbst einer der lustigsten Studenten gewesen war, gab sich Mühe, seine Gäste wohl zu unterhalten und zu vergnügen. Bald lernten ihn die Studenten als einen Erzschalk kennen, und fanden seine Späßchen so unterhaltend, daß ihnen die Zeit keinen Augenblick in seinem Hause zu lange wurde.

Das Amtshaus lag an dem Fuße eines ziemlich hohen Berges, auf welchem noch die Reste eines alten, noch nicht ganz zerfallenen Schlosses standen. Einige Säle waren im brauchbaren Zustande, und der Amtmann benützte sie als Kornböden. Auch einige Zimmer waren noch ziemlich gut, aber Niemand wagte es, sie zu bewohnen, denn es ging die Sage, daß es in dem alten Schlosse spuke, und besonders in diesen Gemächern die Geister ihr Wesen trieben.

Einst fiel das Tischgespräch auf diese alte Burg, und man erzählte allerley schauerliche Geschichten davon. Die Musensöhne aber glaubten sie nicht und fürchteten sich nicht. Einige von ihnen waren gar so vermessen, daß sie Lust bezeugten, eine Nacht mit geladenen Pistolen und ihren Hiebern auf dem Schlosse zuzubringen, um das Abenteuer mit den Raubrittern zu be-

stehen. Die Andern stimmten ihnen sogleich bey. Der Amtmann aber schüttelte mißbilligend den Kopf, und sprach mit einer bedenklichen und geheimnißvollen Miene: »Ich bitte Sie, meine Herren, trauen Sie nicht; glauben Sie mir, es gibt zwischen Himmel und Erde noch gar Mancherley, wovon die Philosophen keine Vorstellung haben; die Nacht ist keines Menschen Freund, und wie denken Sie, daß sich Ihr Kopf ausnehmen möchte, wenn er Ihnen auf den Rücken herumgedreht würde? Man soll, wie man insgemein spricht, Gott nicht in Versuchung führen, den Teufel aber noch weniger.«

Durch alle diese Gemeinprüche ließ sich aber das junge vorwitzige Volk nicht abhalten. Die Geisterburg wurde erst bey Tag erstiegen und nach allen ihren Theilen genau untersucht. Es mußten ihnen die Zimmer und Säle aufgeschlossen werden, unter denen ihnen besonders der alte Rüstsaal wohl gefiel. Sie nahmen sich vor, hier die Nacht zuzubringen, und zwar gerade deswegen, weil es hier am schauerlichsten aussah. Es lagen eine Menge Helme, Panzer, Bein- und Armschienen an der Wand umher, und in jeder Ecke stand ein Ritter in voller Rüstung.

Der Amtmann selbst rieth ihnen, wenn sie ja auf ihrem tollen Sinne beharren wollten, lieber hier, als in den Zimmern zu bleiben, wo der kalte Herbstwind durch hundert zerbrochene Scheiben blies. Es blieb also dabey, und ihr gefälliger Wirth ließ ihnen hier Stühle und Tische zurecht setzen, und sie mit Tabak und Bier reichlich versehen.

Abends nach dem Essen traten sie mit Hiibern und Pistolen, welche der Amtmann laden ließ, bewaffnet, muthig ihren Zug nach dem verwünschten Schlosse an. Ein Knecht mußte ihnen mit einer Laterne den Berg hinauf vorgehen. Oben, am Eingange des Schlosses, zündete er die Lichter an, übergab ihnen zitternd die Schlüssel und versprach für sie zu bethen. Sie ließen ihn lachend stehen, er aber rannte mit seiner Laterne über Hals und Kopf den Berg wieder herab.

Da saßen sie nun in ihrem Rittersaal, die Mitternachtstunde erwartend, tranken trotz den alten Rittern und sangen dazu, machten auch manche erfreuliche Späßchen, und trieben Kurzwelse mit den Rüstungen und den Rittersmännern, die in den Ecken des Saales standen,

ohne daß sie im Geringsten Unrath merkten. Wie aber die zwölfte Stunde näher kam, wurden sie stiller und aufmerksamer. Endlich schlug die Glocke, und — horch, es regte sich etwas in der Ecke des Saales. Sie nahmen ihre Pfeifen aus dem Munde, und richteten ihre Blicke auf diesen Winkel. Da fing der Ritter, der bisher ohne alle Bewegung da gestanden war, sich auf einmal zu schütteln an, daß seine Rüstung klirrte, und schien Anstalt zu machen, auf sie los zu gehen. Darob starrten den Muthigsten unter den Trinkern die Haare zu Berge, und einige von ihnen sahen sich erschrocken nach der Thüre um. Aber bald ermanneten sie sich wieder, denn der alte Rittersmann stand unbewäglich an seinem Orte wie vorher. Er hatte sich aber doch sichtbar geschüttelt; sie hatten es Alle gesehen und gehört; es mußte herausgebracht werden, woher das kam. Sie nahmen also ihre Lichter und Degen, und beleuchteten den Popanz von allen Seiten, fanden aber nichts. Kaum hatten sie sich jedoch einige Schritte entfernt, so schüttelte er sich auf's Neue mit einem Gerassel, als wäre eine Seele in den eisernen Körper gefahren. Sie sprangen erschrocken zurück, und eiskalter Schauer

überließ alle Glieder der Verwundenen; aber nur auf einige Minuten; sie sammelten sich zum zweyten Mahle, und einige der Entschlossensten gingen herzhaft auf den Eisenmann los, beleuchteten ihn von oben bis unten, nahmen ihm den Helm ab, und fuhren mit ihren Degen in seinem leeren Innern herum, ohne etwas zu entdecken. Kaum hatten sie ihm aber den Helm wieder aufgesetzt, so fing er fast unter ihren Händen, und hart vor ihren Augen sich zum dritten Mahle zu schütteln an. In demselben Augenblick geschah ein donnerähnlicher Schlag an die Thür, und jetzt schien der ganze Saal lebendig werden zu wollen; ein Ritter nach dem andern fing an zu rasseln; bald schüttelte sich hier einer, bald dort, und immer wüthender als der andere; Alle schienen auf die Wagehälse, die ihnen getrogt hatten, losstürmen zu wollen. Jetzt sank auch den Entschlossensten der Muth. Zwey von ihnen lagen in Ohnmacht da; die andern saßen mit gestäubten Haaren halb todt an dem Tische; sie hatten noch kaum ihre Stühle erreichen können, und warteten angstvoll der Dinge, die da kommen sollten. Ein furchtbares Gepolter die Treppe herauf bis zur Thür weckte sie aus ihrer Be-

täubung. Mit Entsetzen spannten sie ihre Augen nach diesem Orte. Ein dritter Schlag, und die Thür fuhr prasselnd auf. — Und sich, ein Ungethüm tritt ein in Gestalt des Amtmannes, erst langsam und schweigend mit zur Erde gesenktem Haupte, dann rasch zu ihnen hintretend mit der Frage: »Nun, wie geht es, meine Herren? wie gefallen Ihnen die Maneuvers meiner Ritter. Ha, ha, ha, ha!«

Nun erst merkten sie, daß es kein Geist sey, sondern der Herr Amtmann selbst in eigener Person, wie er lebte und lebte. Er hatte sich mit ihnen ein erfreuliches Späßchen machen und ihre Herzhaftigkeit auf die Probe stellen wollen. Sie hatten die Prüfung schlecht bestanden, und wurden dafür herzlich ausgelacht. Es läßt sich leicht denken, daß sie sich ein wenig schämten, und nicht recht wußten, was sie antworten sollten. Sie wollten erzählen, was ihnen mit den Rittern begegnet war; der Amtmann aber unterbrach sie mit den Worten: »Lassen Sie es nur gut seyn, ich weiß Alles! Aber kommen Sie, ich will Ihnen meine Spukanstalten zeigen.«

Das Erste, was sie sahen, war ein großer Stein, mit dem er an die Thür geworfen hat-

te; das Gepolter hatte er selbst gemacht. Dann kamen sie die Treppe hinunter in ein Kornmagazin, das gerade unter dem Rüstsaale lag. Hier standen einige Knechte mit langen Stangen, und oben in die Decke waren gerade an den Stellen, wo die Beinharnische der Ritter standen und am Boden festgemacht waren, Löcher durchgebohrt. Durch diese hatten die Knechte Stangen gesteckt und so das Gerassel veranlaßt. Die Pistolen waren blind geladen worden, um, im Falle einer herzhaften Gegenwehr, aus dem Scherze kein trauriges Ende zu schaffen.

Der Amtmann ließ blöde Menschen nicht ungerne in der Meynung, es spuke in dem alten Schlosse, denn dieser Glaube bewahrte sein Korn vor nächtlichen Dieben.

R. S. Andre.

Morgenlied.

(Am 83. Geburtstage eines verehrungswürdigen
Vaters.)

Aus heilig freudigem Gemüthe
Steigt unser Dank zu Dir empor,
Zu Dir, Erhabner! dessen Güte
Dies Wonnesest für uns erkor;
An dem auf rosigem Gefieder
Die Morgensonne hoch verjüngt,
Dem Trefflichsten der Väter wieder
Ein neues Jahr vom Himmel bringt.

Wir hochbeglückten Kinder preisen
Dich! der von seinem Thron herab
Den würdigsten aus allen Greisen
Uns liebevoll zum Vater gab,
Durch dessen Hand Du Heil und Segen
Von süßer Kindheit Tagen an
So reichlich auf des Lebens Wegen
Uns streutest, uns so wohl gethan!

Wir preisen Dich, daß Du voll Gnade
Dein Angesicht zu Ihm geneigt,
Und auf dem ehrenvollsten Pfade —
Viel tausend Gutes Ihm erzeigt,

Ihn vor Gefahr und Noth beschützet,
 Ihm sanft erleichtert jede Last,
 Ihm stets verliehen, was Ihm nützet,
 Bis hieher Ihn geleitet hast.

Laß' Dir sein uns so theures Leben
 Auch fernerhin empfohlen seyn,
 Erhalte, was Du Ihm gegeben,
 Ermüde nicht, Ihn zu erfreu'n!
 Gib Ihm mit jedem neuen Morgen
 Auch neue Stärke, neues Glück,
 Und scheuche Kummer, Gram und Sorgen
 Von seinem Tritte weit zurück.

An seinen Lieben, seinen Kindern,
 Erquicke sich sein edles Herz;
 Dieß mag der Jahre Druck ihm mindern,
 Ihm mindern jeder Trennung Schmerz! —
 Durch seine Tugend laß' auf Erden,
 O Vater! noch des Guten viel
 Gestiftet und befördert werden,
 Bis zu dem allerfernsten Ziel!

Gib Ihm für seine schönen Thaten
 Hiernieden schon den reichsten Lohn,
 Und einst die Ernte seiner Saaten
 Im Freudenlicht vor Deinem Thron,
 Wenn Ihn, von Dir herab gesendet,
 Der Friedensbothe lächelnd grüßt, —
 Und dann sein hoher Geist vollendet,
 Die Mutter froh als Engel küßt!

Friedrich Froberg v. Pfeil.

Rosemunde.

Im südlichen Deutschland hauste in den alten Ritterszeiten Conradin von Tallingen auf einer durch Natur und Kunst wohlbefestigten Burg, die Zackenburg genannt. Er war ein edler Ritter, voll Religion, Muth und Rechtschaffenheit. Wo es einen Unterdrückten zu beschützen, einen Ungerechten zu bestrafen gab, da war Conradin von Tallingen mit aller Macht, die ihm zu Gebothe stand, bey der Hand. Alle Guten liebten und ehrten ihn als ihren Beschützer; raubgierige Ritter hingegen, die durch Bedrückungen und Plünderungen sich zu bereichern suchten, haßten ihn, der ihnen immer im Wege stand, mit ganzer Seele, und schworen ihm Rache.

Sein häusliches Leben veredelte und beglückte eine fromme, tugendhafte Gattinn, Rosalia, und zwey hoffnungsvolle Kinder, Albrecht und Rosemunde geheißen, an denen er mit der innigsten Zärtlichkeit hing.

Zu seinem großen Leidwesen starb Albrecht schon in seinem vierten Jahre an den Röcheln, und es blieb ihm nur Rosemunde, die zweyjährige Tochter, ein holdes, schön aufblühendes Mädchen, übrig, für die von nun an sein ganzes Herz mit der zärtlichsten Liebe erfüllt war. Sie war nur noch der einzige Zweig dieses uralten edlen Stammes; wurde sie ihren Altern durch den Tod entrissen, so kamen Conradins Besitztungen in die Hände des Ritters Hanns von Hartingen, eines hartherzigen, raubsüchtigen Mannes, der schon längst einen heimlichen Groll gegen Conradin im Herzen trug, und nur auf eine Gelegenheit harrte, ihn unglücklich zu machen. Um so sorgfältiger ward Rosemunde von ihren Altern gepflegt, und was ihrer Gesundheit, ihrem Leben nur von ferne Gefahr drohte, fast mit zu großer Angstlichkeit bey ihrer Erziehung vermieden.

Eines Abends hatte Ritter Conradin Rosemunde auf dem Schooße, und erzählte ihr schöne Geschichten von dem lieben Heilande, und wie er ein so zärtlicher Kinderfreund gewesen wäre. Das wohlgestaltete Mädchen, das vor einigen Tagen in's dritte Jahr getreten war, spielte mit

den Locken des Vaters, und hörchte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vater jedes Wort vom Munde ab. Rosalia saß an der Seite desselben, säumte ein neues Taschentuch für den geliebten Gatten, und hatte an ihm und der holden Tochter ihre herzlichste Freude. Da trat Martin, der erste Knappe des Ritters, in's Zimmer, und meldete, daß Ritter Hanns von Hartingen vor der Burg sey, und als Freund hereingelassen zu werden wünsche.

Ritter Hartingen? sagte Conradin verwundert. Traun! der war schon zehn Jahre nicht bey mir, und geht — wie ich weiß — nicht mit guten Gedanken um.

Der Ritter scheint große Eile zu haben, versetzte Martin. Wenn euch euer Wohl lieb wäre, sagte er, so sollet ihr ihn schleunig herein lassen. Er hat euch Dinge von großer Wichtigkeit zu entdecken.

»Wollen's sehen!« sprach Conradin. »Laßt die Brücke hinunter, und empfängt den Gast, wie sich's gebührt. Aber weiset alle Reisige, die er etwa mitgebracht hat, ohne Umstände ab. Zwey Knappen mögen ihn in's Schloß begleiten, mehr nicht.« —

Bald war Hanns von Hartingen in Conrads Zimmer. Sie begrüßten sich mit ritterlicher Höflichkeit. »Ritter,« sagte hierauf Hanns von Hartingen, »wollt Ihr wohl mit mir einige Augenblicke allein seyn? Ich habe mit Euch wichtige Sachen zu bereden.«

»Redet nur frey heraus,« versetzte Conradin, »und erlaubt meinem Weibe, mit zuzuhören. Ich habe vor ihr keine Geheimnisse.«

»Wäre mir's gleich, um ihrer selbst willen, lieber, wenn sie sie nicht hörte,« sprach Hanns von Hartingen, »so will ich doch reden. Ritter, Euch droht Gefahr. Franz von Zolling, Euer alter Feind, dem Ihr schon manche Beute abgejagt, hat euch längst schwere Rache geschworen; endlich ist er aufgebrochen mit einem ansehnlichen Heere, und steht nicht weit von Eurer Burg. Nach Mitternacht will er Euch überfallen. Euch beyzustehen, bin ich hergekommen. Laßt, Ritter, alsobald Eure Leute zusammen kommen, und zieht dem Feinde entgegen. Ein Überfall von Euch wird ihm unerwartet kommen, und ihn in Unordnung bringen. Mir überlaßt die Beschützung der Burg. Ich habe eine ansehnliche Schar mitgebracht, lauter tapfere Kumpane, die Tod und

Hölle nicht fürchten. Eure Frau und Tochter sollen die beste Schutzwehr haben.«

Mit Kühner Entschlossenheit hatte Conradin, mit heimlichem Grauen Rosalia diese Rede vernommen. Tallingen traute seinem Verwandten nicht sehr, und ließ ihm dieß nicht undeutlich merken. Dieser aber nahm ein so ehrliches Gesicht an, wußte alle Besorgnisse so gut zu entfernen, daß der gutmüthige, großherzige Conradin endlich seinen Versicherungen Glauben beymaß, und zu thun beschloß, was er ihm angerathen hatte.

Tallingens Leute wurden schnell versammelt, und Harringens Reisige in die Burg gelassen. Conradin ließ sich den Harnisch anlegen. Rosalia war dabey behülflich. Noch nie hatte sie dabey eine so starke Ängstlichkeit empfunden. Eine grauenvolle Ahnung durchbebte sie jetzt. Der Ritter, der dieß merkte, suchte sie zu beruhigen. Aber vergebens, Rosaliens Herz weisagte ihr Unglück.

Kurz vor Mitternacht zog Conradin aus, um einen Feind, der, gegen alle Ritterstätte, ihn heimlich überfallen wollte, zu bekriegen. Die Brücke wurde hinter ihm aufgezo- gen und Hanns

von Hartingen ließ von seinen Leuten auf allen Seiten des Schlosses Wache halten.

Tallingen hatte, zu mehrerer Sicherheit, seinen treuen Martin, auf dessen Beherzttheit und Ehrlichkeit er alles baute, in der Burg zurückgelassen, und ihm die Beschützung seiner Frau und der kleinen Rosemunde anempfohlen. Rosalia traute dem Ritter Hartingen nichts Gutes zu; seine glatten Worte verfehlten bey ihr des Eindrucks; Martins gerades, derbes Wesen mochte sie mehr leiden, denn seine Bravheit und Treue war ihr bekannt; er hatte sie bey verschiedenen Gelegenheiten erprobt, und Rosalia verließ sich deßhalb mehr auf ihn, als auf den zweydeutigen, überhöflichen Ritter.

Nach zwey Stunden hörte man ziemlich deutlich Waffengeklirr und das Rufen der Streitenden. Es schien, als näherte sich der Kampf dem Schlosse immer mehr. Ein Knappe brachte dem Ritter Hartingen in wilder Eile die Nachricht, daß in dem nahen Erlenwalde ein großes Feuer gesehen werde. Der Ritter schien dadurch in Bestürzung gesetzt, und erklärte Rosalien, daß sie, ihrer Sicherheit wegen, in den dicken Thurm flüchten müßte.

Rosalia widersezte sich. Auch Martin wollte dieß nicht zulassen. Aber Hanns von Hartingen betheuerte, daß er Gewalt brauchen müsse; das Leben und das Wohl Rosaliens sey ihm von ihrem Gatten anvertraut worden, beydes sey jetzt in Gefahr, eine schnelle Flucht in eines der wohlverwahrten Zimmer des Thurms sey unumgänglich nöthig, dabey müsse es bleiben, und der geringste Widerstand würde ihn zur Ergreifung strenger Maßregeln zwingen. Alles Sträuben der geängsteten Rosalia, die ihr Unglück ahnete, alle Widersprüche des wackern Martins fruchteten nichts. Rosalia mußte mit Rosemunden in den Thurm. Der Ritter begleitete sie selbst dahin, und schloß hinter ihr die Thüre zu. Deutlich vernahm sie, wie er hierauf zu einigen Knapen, die mit ihm waren, lachend sagte: »Nun der Vogel in dem Käfig eingesperrt ist, können wir ungehindert unser Spiel treiben.«

Jetzt gingen Rosalien vollends die Augen auf. Sie zweifelte keinen Augenblick mehr, daß ein schändlicher Verrath Statt finde, und ihr Herz wurde noch unruhiger. Sie drückte Rosemunden an ihre pochende Brust, und sah zwischen Furcht und Hoffnung der Entwicklung entgegen.

Raum war der Ritter aus dem Thurme auf den Burghof zurückgekehrt, als er Martin befahl, ihm den heimlichen Gang, der sich im Schlosse befand, zu öffnen, weil er ihn mit seinen Leuten besetzen, und gegen einen etwaigen Einfall der Feinde verwahren müßte.

Mit fester Unererschrockenheit betheuerte Martin, daß er den Gang nicht aufschließen werde. Sein Herr habe ihm dieses befohlen, und lieber werde er sich in Stücke hauen lassen, als diesem Befehle entgegen handeln.

Diese entschlossene Sprache entrüstete den Ritter sehr. Er befahl, den unverschämten Knapen zu greifen, und in's Kerkerloch zu werfen. Martin zog sein Schwert und schwur, Jeden, der ihm näher käme, zu durchbohren. Hartingen rief jetzt wüthend aus: Haut das Gepack in Stücke! Sogleich fielen mehrere Reisige über ihn her. Martin schwenkte sein Schwert meisterlich. Vier von des Ritters Leuten fielen. Hartingen schäumte vor Wuth, und rief noch mehrere seiner Knechte zu Hülfe. Martin durchbohrte unterdeß noch zwey andere; da er aber am linken Arme verwundet wurde, und der Übermacht weichen mußte, so zog er sich in ein Zimmer zurück, schob den in-

wendigen Riegel vor, und beschloß, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Acht Krieger, die Conradin auf der Burg zurückgelassen hatte, aufgebracht durch dieses harte, eigenmächtige Benehmen des fremden Ritters, eilten herzu, und wollten ihren wackern Martin retten. Man fiel aber wüthend auf sie ein, ermordete die Hälfte von ihnen, und steckte die übrigen in den Kerker. Jetzt brach man die Thüre zu dem heimlichen Gange ein, ließ zum Zeichen, daß dieß geschehen sey, eine Art Raketen steigen, und bald war die Burg mit fremden Leuten umringt, der versteckte Gang durchbrochen, die Zugbrücke aufgezo- gen, und das Schloß von einer beträchtlichen Menge Feinde besetzt. Daß Hanns von Hartingen ein schändlicher Verräther sey, lag jetzt am Tage. Martin knirschte vor Zorn. Und wie ward ihm vollends, als er unter seinem Fenster den nichtswürdigen Ritter sagen hörte, man sollte, wenn Ritter Conradin zur Burg hereinritte, sich seiner sogleich bemächtigen, und ihn in den dicken Thurm sperren.

Der Morgen fing an zu grauen, da kam ein verwundeter Knecht eiligst in die Burg gesprengt, und brachte die Nachricht, daß Ritter Conradin

gegen die Übermacht des feindlichen Heeres nichts vermöge, daß der größte Theil seiner Leute gefallen sey, und der Ritter selbst in der Burg erscheinen werde. Nach einigen Minuten erschien Conradin wirklich, den schändlichen Betrug seines Verwandten nicht ahnend. Kaum war er über die Brücke, als diese aufgezogen, und er von Hartingens Reisigen umringt wurde.

»Verrätherey!« rief Conradin zornig, und zog sein Schwert. Martin sah dieß. Hastig schob er den Riegel weg, stürzte aus dem Zimmer, rief seinem Herrn zu, daß er verrathen sey, und fiel mit kriegerischer Wuth unter seine Feinde. Greift beyde, schrie Hanns von Hartingen, und seine Leute wollten gehorchen. Allein Conradin und sein treuer, braver Knappe schlugen so tapfer um sich, daß die Verräther mehrmahls weichen mußten. Mehrere von ihnen wurden schwer verwundet. Doch endlich siegte die größere Gewalt. Conradin ward entwaffnet. Martin, der einige Wunden erhalten hatte, und am ganzen Körper blutete, sah dieß, und wollte, obgleich entkräftet, seinen Herrn retten. Beynahe wäre ihm dieses gelungen; allein eine Lanze durchbohrte sein Herz, und er sank entseelt zu Boden. Con-

radin sah dieß mit innigster Betrübniß. Er hatte den wackern Knappen wie einen Sohn geliebt, und sein Tod schmerzte ihn wie der Tod eines Sohnes. »Ehrliche Seele!« sagte er männlich bewegt, »der Himmel lohne deine Treue!« — —

Hanns von Hartingen gab Befehl, den entwaffneten Ritter in den Thurm zu führen. Es geschah. Conradin verlangte, den Zusammenhang der Sache zu erfahren; der Verräther ließ ihm aber sagen, daß jetzt keine Zeit zu einer näheren Erklärung sey, und daß er sich in sein Schicksal fügen möchte.

Nach wenigen Stunden rückte Franz von Bolling in die Zackenburg ein, und gab einen Theil derselben der Plünderung seiner Söldner preis. Noch an diesem Tage ward den Untergebenen des verrathenen Ritters Conradin kund gethan, daß sie des Gehorsams gegen ihn entbunden, und von nun an Untertanen des Ritters Hanns von Hartingen wären. Conradin sey mancher ungebührlichen Thaten wegen seiner Freyheit verlustig gegangen, und seine Besitztungen dem vorhin gedachten Ritter, als welcher darauf die gerechtesten Ansprüche habe, anheim gefallen.

Damit waren Conradins Untergebenen, die ihn wie ihren Vater liebten, nicht zufrieden, besonders da sie aus schaurigen Sagen ihren neuen Herrn als einen harten, grausamen Mann kannten. Allein, was konnten sie thun? Die Burg war wohl besetzt, und an eine Eroberung derselben war nicht zu denken. Zwar thaten einige den Vorschlag, ein Paar ehrenfeste Ritter, die Conradins Freunde waren, zu Hülfe herbey zu rufen; allein er mußte schon deshalb verworfen werden, weil gerade zu dieser Zeit das südliche Deutschland von Fehden und Kriegen ganz zerrüttet wurde, und jene Ritter eben auch mit mächtigen Feinden zu kämpfen hatten.

Hanns von Hartingen, dieser gewissenlose, schändliche Verräther hatte sich mit Franz von Zolling zu Conradins Verderben verbunden, und der List des Heuchlers war das Bubenstück nach Wunsch gelungen. Er frohlockte darüber, und gab mehrere Tage nacheinander fürstliche Schmause. Mit Zolling traf er einen Vergleich. Zur Belohnung für seine ihm geleisteten Dienste trat er ihm eines seiner Güter ab, und erhielt dafür von ihm die Versicherung, daß er ihn in dem Besitze der Sackenburg schützen wolle.

Nach einer Woche fand Hanns von Hartingen es für nöthig, den Ritter Conradin nebst seiner Frau und Tochter von der Zackenburg zu entfernen. Einige Vertraute von ihm erhielten den Auftrag, dieses Geschäft zu besorgen. Heimlich ward Conradin mit den Seinigen von ihnen nach einer entfernten, halb verfallenen Burg gebracht, wo sie, geschieden von einander, in unterirdischen Kerkern ihre Tage verleben sollten. Umsonst flehte Rosalia, sie zu ihrem Manne zu bringen, und nur mit vieler Mühe konnte sie die Erlaubniß erlangen, Rosemunden bey sich zu behalten.

Hanns von Hartingen, fühllos gegen jede Regung des Gewissens, bestimmte die Zackenburg zu seinem Aufenthalte im Sommer; im Winter wollte er seine alte Burg beziehen. Seine neuen Unterthanen fühlten bald die Strenge seines Characters. Argwöhnisch, wie er war, witterte er bald hier, bald dort Verrätherey, ließ viele Unschuldige einkerkern, stäupen und hinrichten. Schreckenvoll war sein Regiment, und daher durchgängig verhaßt.

Was den schändlichen Verräther am meisten beunruhigte, war der Umstand, daß Conradins

Tochter, Rosemunde, einst Ansprüche auf die Zackenburg machen, und ihn von seinen neuen Besitzungen verdrängen könne. Dieß wurmte Tag und Nacht in seiner schwarzen Seele, und erzeugte in ihm den schrecklichen Gedanken, das unschuldige Mädchen dem Tode und seiner verurtheilten Habsucht zu opfern. Er schickte zwey Vertraute nach der Burg, in der Rosemunde und ihre Ältern schmachteten, und ließ der Mutter die Tochter abfordern. Rosalia erschrock, denn sie liebte das Mädchen mit innigster Zärtlichkeit, und fand in ihrem Unglücke ihren größten Trost in dem Anblicke des unschuldvollen, traulichen Geschöpfes. »Nuch diesen Trost, auch diese Freude will man meinem Mutterherzen entreißen?« rief sie ängstlich, und ein Strom mütterlicher Zähren stürzte ihr von den abgehärmten Wangen.

Die Abgeordneten versicherten, daß ihr Herr einzig und allein aus Vorsorge für des Mädchens Wohl selbes abfordern ließe; er würde es sorgfältig erziehen lassen, und ihm zuweisen die Erlaubniß geben, die Mutter zu besuchen. Diese letzte Versicherung war für das Herz Rosaliens noch am meisten tröstend. Sie drückte Rosemunden noch einmahl an ihre fromme Brust,

berzte und küßte sie zärtlich, beneßte ihre Wangen mit den heißesten Zähren, segnete sie, empfahl sie im inbrünstigen Gebethe dem Vater der Waisen und Beschützer der Unschuldigen, und übergab dann mit zitternden Händen das Kind den zwey Männern. *Rosemunde* weinte, streckte ihre Hände ängstlich nach der Mutter, und sträubte sich in den Armen des Fremden, der sie übernommen hatte, mit voller Kraft. *Rosalia* sprang auf, riß das Kind noch einmahl an ihr Herz, und übergab es dann wieder einem der Abgeordneten, und wendete sich schluchzend um, um durch den Anblick der geliebten Tochter nicht ganz erschüttert zu werden. *Rosemunde* ward fortgetragen, und *Rosalia* sah sich nun einsam, des Kostbarsten auf Erden, der Freyheit, des Gatten und des Kindes beraubt.

Der grausame Hartingen blieb bey seinem schwarzen Vorsatze. *Rosemunde* sollte umgebracht werden. Einer von den Hirten aus der Gegend um die Sackenburg ward zum Werkzeuge des Todes ersehen. Der blutdürstige Ritter ließ ihn vor sich kommen, und überreichte ihm einen großen Korb, worin das unschuldvolle Mädchen, das durch einen wirksamen Trank in einen tiefen

Schlaf gefallen war, wohl eingewickelt lag, mit dem Befehle, denselben in einen nahen Weiher zu versenken.

Der Hirt wanderte nach dem Teiche. Hartingen folgte ihm in einiger Entfernung, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß sein Auftrag vollzogen worden sey. Der Hirte bemerkte ihn. Er erreicht den Weiher; der Ritter bleibt in einem nahen Gebüsch lauschend stehen; er sieht, wie der Korb nach einer kleinen Weile in den Teich gesenkt wird, und kehrt beruhigt nach der Burg zurück. Hier wird die Nachricht verbreitet, daß Rosemunde gestorben sey; ein Sarg, der mit altem Leinenzeug gefüllt ist, wird zum Schein in ein Grab gelassen, und dem Ritter Conradin und seiner Gattinn der angebliche Tod ihrer Tochter gemeldet. Beyde empfanden über ihren Verlust den tiefsten Schmerz; Rosalia war untröstlich, und selbst Conradin, nicht zum Weinen geboren, vergoß um seine geliebte Tochter Thränen der väterlichsten Liebe.

Vergebens hoffte der gefangene Ritter von Tallingen, daß Hanns von Hartingen endlich in sich gehen, und ihm seine Freyheit wieder geben würde. Er wiederholte seine Aufforderungen,

ihn der Gefangenschaft zu entlassen. Hartingen spottete seiner, und suchte sein Unglück durch höhrende Antworten, die er ihm sagen ließ, zu vergrößern. Conradin sah endlich wohl ein, daß nichts auf diesen Hartherzigen wirke, und daß er seine Befreyung der göttlichen Vorsehung überlassen müsse, die die Unschuld oft verfolgen und drücken, aber nie unterdrücken lasse; sondern wie Gold im Feuer reinige und endlich verherrliche. Bis dahin wünschte er nichts mehr, als die Gesellschaft seiner tugendhaften Gattinn. Er ließ den Ritter dringend bitten, ihn mit ihr zusammen zu bringen. Aber auch dieser fromme Wunsch blieb unerfüllt.

Draurig verfloß für Conradin und Rosalien ein Jahr nach dem andern. Ein Jahrzehend war bereits dahin, ohne daß seine Hoffnung, sich endlich einmahl befreyt zu sehen, in Erfüllung gegangen wäre. Aber jetzt verzog sich das Gewitter, das schon so lange über seinem Haupte geschwebt hatte, und ein freundlicher Sonnenstrahl brach durch die schwarzen Gewölke, und erhellte von neuem das Leben des edlen Mannes.

Franz von Zolling ward durch Hanns von Hartingen bey verschiedenen Gelegenheiten über-

vorteil und von ihm nicht auf die ehrenvollste Weise behandelt. Dieß brachte ihn dahin, ihm seine Freundschaft aufzukündigen und die Fehde zu erklären. Auf seine Leute konnte Hanns von Hartingen nicht mit Sicherheit rechnen; denn oft hatten sie seine Härte gefühlt und ihn im Herzen verwünscht. Er mußte immer befürchten, daß fast alle ihm abtrünnig werden würden, sobald sich nur eine bequeme Gelegenheit dazu ereignete. Und dem war wirklich also. Kaum erscholl das Gerücht, Zolling sey im Anzuge, als alle seine Untergebenen im Herzen den Entschluß faßten, diese Gelegenheit zu ergreifen, und das drückende Joch, das ihr Peiniger ihnen aufgelegt hatte, abzuschütteln.

Hartingen zog seinem Feinde entgegen. Mit Verdruß mußte er sehen, daß seine Leute haufenweise von ihm abfielen, und auf die Seite des Ritters von Zolling traten. Es kam zu einer Schlacht. Hartingen ward aufs Haupt geschlagen und gerieth in Gefangenschaft. Kaum war dieß auf der Burg, wo Conradin eingekerkert war, ruchbar, als mehrere Keisige, die längst den Hartingen haßten und im Stillen Theil an dem Schicksale der Gefangenen nahmen, den

Kerker sprengten, und den Ritter Tallingen nebst Rosalia glücklich aus der Burg brachten.

Zehn Jahre hatte sich Conradin und Rosalia nicht gesehen. Welche Wonne, welch' Entzücken, als sie sich erblickten und umarmten. Unwillkürlich sanken sie auf ihre Knie, und erhoben Herz und Hände mit Thränen dankbarer Rührung zu dem, dem kein Kerker zu fest ist, aus dem er nicht endlich die schwergeprüfte Unschuld befreien könnte, wenn die Stunde der Erlösung schlägt. In diese seligen Augenblicke waren die Freuden eines Jahrzehends zusammengedrängt. — O Wiedersehen im Jenseits, welchen Himmel von Seligkeit wirst du den Guten gewähren!

Als die ersten mächtigen Aufwallungen der höchsten Freude sich etwas gelegt hatten, dachten beyde an ihre jetzige Lage und an die Gefahren, denen sie noch immer ausgesetzt waren. Was zu thun sey, darüber blieben sie nicht lange unschlüssig. Laß uns, sagte der Ritter, diesen Ort des Grauens eiligst verlassen, und nach unserer Burg gehen. Dort finden wir sicher noch treue Freunde, die sich unser annehmen und uns die entriffene Weste wieder erobern.

Um nicht bemerkt und angehalten zu werden,

begaben sie sich tief in den Wald, vermieden gebahnte Wege, benutzten die Nacht zur Fortsetzung ihrer Flucht, nährten sich einzig von Waldbeeren, und erreichten nach vier Tagen glücklich die Gegend, in der die Zackenburg lag. Noch zwey Meilen waren bis dahin. Rosalia konnte nicht weiter. Ihre Füße waren wund gerieben, und ein schwaches Fieber benahm ihr vollends die Kräfte. In diesem Zustande erreichte sie, von Conradin geführt und fast in den Armen getragen, im Walde eine Quelle, an der sie ermattet hinsank. Nicht lange hatte sie an dieser Stelle auf weichem Rasen gelegen, als ein munteres Hirtenmädchen mit einer Heerde Schafe an den Brunnen kam, und die Ermüdeten freundlich grüßte. Auf ihrem Gesichte lag die reinste Unschuld, und eine holde Anmuth, die den Ritter und Rosalien zur stillen Bewunderung dieses lieblichen Geschöpfes hinriß. Noch bezaubernder war der Silberklang ihrer sanften Stimme, die Bescheidenheit in ihren Reden, die Sittsamkeit ihre Benehmens und die Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens. Liebreich nahm sie an der Fränkelden Rosalia Antheil und bath sie, mit ihr zu gehen; ihre Wohnung sey nicht weit, und Platz

genug für die Kranke und ihren Begleiter vorhanden.

Der Ritter nahm dieß Anerbieten mit Dank an, faßte Rosalien in seine Arme, und schwankte mit ihr nach dem Dörfchen, vor welchem ein kleines, einzeln stehendes Haus lag, in welches das Hirtenmädchen sie einführte. Meine Mutter, sagte sie, ist ein gutes Weib. Schade nur, daß sie schon seit einigen Jahren nicht mehr sieht; mein Vater, der seit gestern abwesend ist, und nur nach einigen Tagen zurückkehrt, sucht an Rechtschaffenheit seines Gleichen. Er würde euch freudig aufnehmen, wenn er hier wäre.

Bey diesen Worten trat man in die kleine Stube, wo ein altes Mütterchen in einem Winkel spann. Conradin und Rosalia bothen ihr einen freundlichen Abend, sie dankte herzlich; die Tochter erzählte ihr, was es mit den Gästen für eine Bewandniß habe; die Alte äußerte viel Theilnahme, und hieß die Fremden herzlich willkommen. Ob sie gleich blind war, so ging ihr doch die Arbeit nicht nur äußerst schnell von der Hand, sondern sie spann auch einen sehr feinen Faden. Ihr Gefühl in den Fingerspitzen ersetzte ihr zum Theil den Verlust des Gesichtes; es war

so geübt und fein, daß sie, wenn man ihr zehn Arten von Garn vorlegte, durch das bloße Gefühl das, was sie gesponnen hatte, sogleich unterscheiden konnte.

Rosalia sehnte sich nach Ruhe. Das Mädchen, welches Clara hieß, merkte dieß kaum, als es sogleich ein gutes Lager bereitete, worauf die entkräftete Rosalia sich hinlegte.

Der Ritter lehnte sich in einen Winkel und schlief einige Stunden so sanft, als nur wenige Bärtlinge unserer Zeit auf ihren Eiderdunen.

Am andern Morgen erwachten beyde neugestärkt. Clara hatte bereits in dem Walde heilsame Kräuter gesucht, und für Rosalien eine wohlschmeckende Suppe daraus zum Frühstück gekocht, die sie mit Appetit zu sich nahm, und bald darauf gute Wirkungen davon spürte.

Der Ritter erkundigte sich nun angelegentlich um die Lage der Dinge in der Zackenburg. Clara erzählte ihm, daß diese Burg noch von Hartingens Leuten besetzt sey, daß aber der größere Theil von ihnen mißvergnügt und geneigt wäre, auf die Seite des Ritters Zolling zu treten; daß alle wünschten, Conradin möchte noch am Leben seyn, diesen liebe jedermann; allein man glaube

allgemein, daß er und seine Frau längst gestorben sey; Hartingens Untergebenen wüßten, daß ihr Herr von Zolling gefangen wäre, sie hätten sich daher in einem Dorfe, das drey Meilen von hier entfernt läge, versammelt, um zu beschließen, was unter diesen Umständen zu thun sey; ihr Vater sey auch dahin gegangen. — Conradin faßte Hoffnung.

Ein Paar Stunden nach dieser Erzählung kam Clara in die Stube gesprungen und rief freudig, daß ihr Vater zurückkehre. Nach einigen Minuten trat er herein, — ein Mann von hohem Alter und ehrlichem Gesichte. Auch seine Augen waren etwas blöde, und er erblickte daher den Ritter und Rosalien nicht sogleich. Seine Tochter, die ihm um den Hals fiel und ihn herzlich bewillkommte, machte ihn auf die Gäste aufmerksam. Er freute sich, daß sie bey ihm eingekehrt wären. Mit sichtbarer Betrübniß erzählte er seinem Weibe, daß er in einem nahen Dorfe den ehrlichen Jacob, seinen alten Freund besucht, und ihn auf dem Sterbebette gefunden habe. »Er sagte mir,« sprach der Alte, »daß er mir vor seinem Tode noch etwas zu entdecken habe; eben wollte er dieses thun, als ihn ein starker Husten

überfiel und am Reden hinderte. Mein Geschäft erlaubte mir nicht, länger bey ihm zu weilen; denn wisset, ich komme mit einer frohen Botschaft zurück. Unser edler Ritter, von Dallingen und seine Ehefrau, sind am Leben, und von einigen Leuten des Hartingen befreit worden. Alles ist darüber außer sich vor Freude. Mich hat man hergeschickt, um diese frohe Nachricht in der hiesigen Gegend bekannt zu machen. Es sollen aus jedem Dorfe, das zur Zackenburg gehört, eiligst Leute ausgesandt werden, um den Ritter, der vielleicht in den Wäldern herumirrt, aufzusuchen.

Das alte Mütterchen frohlockte; Clara war entzückt; denn sie hatte von dem Ritter Dallingen und Rosalien so viel Schönes und Gutes gehört, daß sie Beyde kindlich liebte.

Der Ritter und seine Gattinn sahen mit freudiger Rührung die Theilnahme an ihnen, sie fühlten, wie süß in solchen Augenblicken der Lohn der Tugend sey, und ihre Herzen waren voll Dank und Hoffnung.

Conradin verlangte von dem Alten, daß er das Dorf zusammen rufen möchte, weil er über den Ritter von Dallingen Aufschluß geben könnte. Der Alte that es. Vor seinem Hause war bald das

ganze Dorf versammelt. Conradin trat heraus. Einige Greise, die ihn sehr gut gekannt hatten, schlugen die Hände zusammen. Es ist unser guter Herr Ritter von Tallingen, riefen sie, und ein allgemeiner Jubel verbreitete sich durch den Haufen. Alle drängten sich herbey, Jeder wollte dem Ritter zuerst die Hand schütteln; sie erdrückten ihn beynähe.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch alle Dörfer die Nachricht, der Ritter sey am Leben und in dem Dorfe Neuhausen. Groß und Klein strömte herbey; alles wollte ihn sehen, für ihn fechten, ihm die Zackenburg wieder erobern helfen. Des Nachmittags sah er sich von vierhundert streitbaren Männern umringt, die Blut und Leben für ihn zu lassen schworen. Er rückte mit ihnen noch an diesem Tage nach jenem Dorfe, wo die Einwohner der Gegend sich versammelt hatten, um zu berathschlagen, was in diesen Umständen vorzunehmen sey. Der Zug, an den sich immer neue Freunde angeschlossen, ging auch durch den Ort, wo der ehrliche Jacob wohnte. Die Kunde von dem Ritter war ihm zu Ohren gekommen, und hatte ihn gleichsam neu belebt. Er schickte einen seiner Söhne zu dem Ritter,

und ließ ihn bitten, nur auf einige Augenblicke zu ihm zu kommen, weil er ihm Sachen von Wichtigkeit zu entdecken habe. Allein Conradin konnte diese Bitte nicht erfüllen. Er mußte eilen, wenn er noch diesen Tag sein Ziel erreichen wollte. Lauter, allgemeiner Jubel ging ihm voran, und als er an Ort und Stelle ankam, wurde er beynähe auf den Händen getragen.

Ob es gleich schon spät am Abend war, so ward doch einmüthig beschlossen, noch in dieser Nacht die Zackenburg zu stürmen. Kurz nach Mitternacht geschah der erste Angriff auf die Weste. Ein zweyter war nicht nöthig. Die Besatzung leistete wenig Widerstand; müde der Bedrückungen ihres Zwingherrn, beschloß sie, die Burg dem rechtmäßigen Besitzer zu übergeben. Nach zwey Uhr wurde die Zugbrücke niedergelassen, und Conradin von Tallingen zog mit seinem zahlreichen Anhang im Triumphe in's Schloß. Es floß kein Tropfen Blut. Am darauf folgenden Morgen schwor man dem Ritter neue Treue.

Rosalia war in der Hütte des Alten geblieben. Die Nachricht von dem siegreichen Einzuge des Gatten in seine Burg gab ihr neues Leben. Clara nahm an ihrem Glücke innigen Antheil.

Conradin schickte den besten Wagen, der sich in der Burg vorfand, nach dem Dorfe, und ließ die schwergeprüfte Gattinn holen. Mit dankbaren und frohen Gefühlen empfing er sie auf seinem alten Wohnsitz. Beyde sahen sich am Ende ihrer mannigfaltigen Leiden, inbrünstig dankten sie dem Himmel für ihre Rettung, und nichts fehlte ihnen noch zu ihrem vollkommenen Glücke, als — Rosemunde, an die sie durch verschiedene Gegenstände erinnert wurden.

Nachmittags erschien ein langer Zug von Mädchen auf der Burg. Clara mit ihrem Vater befand sich an der Spitze. Conradin und Rosalia wurden mit Blumenkränzen geschmückt, und durch rührende Gesänge der schuldlosen Mädchen nicht wenig bewegt. Rosalia umarmte die freundliche Clara, bey der sie so viele Theilnahme und Hilfe gefunden hatte. »Clara,« sagte sie hierauf, »ich will deinen Vater bitten, daß er dich bey mir läßt; ich habe eine Gesellschafterinn nöthig, sey du mir diese; wenn ich dich ansehe, will ich mich an meine Rosemunde erinnern; ach, sie wäre nun auch so groß, und auch so freundlich, liebeich und gut, wie du Clara, wenn sie noch lebte.«

Clara küßte Rosalien die Hand, und sah fragend ihren alten Vater an. »Ich habe nichts dagegen,« sagte dieser; »wenn du's zufrieden bist, Clara, so bleibe bey der gnädigen Frau.«

»Aber meine gute, alte Mutter,« — — sprach Clara, soll ich diese — — — in diesem Augenblicke trat ein Greis in das Zimmer, und meldete, daß der alte kranke Jacob in der Burg sey, und den Ritter zu sprechen wünsche. Laß ihn nur kommen, sagte Conradin. Auf einem Bette wurde der Kranke hierauf hereingetragen. »Edler Ritter,« sagte er mit schwacher Stimme, »Gott segne Euch und die Eurigen! Ich ließ Euch zu mir bitten, Ihr konntet nicht kommen, jetzt komme ich zu Euch. Gute Freunde haben meine Bitte erfüllt, und mich hieher getragen. Ich fühl' es, daß ich meinem Tode nahe bin. Auf meinem Herzen habe ich ein Geheimniß, das ich nicht mit in's Grab nehmen kann. Eure Tochter, Rosemunde, ist nicht des natürlichen Todes gestorben. — — Der hartherzige Ritter Hartingen hatte mich zu ihrem Mörder ausersehen. Er gab mir das Mädchen eingewickelt in einem Korbe, und befahl mir, diesen in den Weiher zu versenken. Der Bösewicht folgte mir nach,

um zu sehen, ob ich auch thäte, was er mir befohlen hatte. — — Das merkte ich wohl. — Ich kam an den Weiber; da erhob das Kind, das bisher im tiefen Schlaf gelegen hatte, ein klägliches Geschrey; ich nahm's so heimlich, als möglich, schnell aus dem Korbe, und setzte es in einen Busch, dann versenkte ich den leeren Korb in's Wasser. Der Ritter dachte wohl, daß das Mädchen mit versenkt sey, und kehrte heim. *Rosemunde* blieb auf diese Weise am Leben.»

»Am Leben?« rief *Rosalia*, und zitterte am ganzen Leibe vor Freude. Auch *Conradin* war von frohen Empfindungen durchdrungen, und eine Heiterkeit, die alle Umstehenden ergriff, überzog sein Angesicht.

»Was sollte ich nun aber mit dem Mädchen machen?« fuhr der ehrliche *Jacob* fort, »bey mir behalten konnte ich es nicht, der Ritter hätte sonst leicht dahinter kommen können. Ich trug *Rosemunden* daher zu meinem Freunde *Paul*, der hier steht, (indem er auf *Clara's* Vater deutete) sagte ihm nicht, wer das Mädchen sey, sondern bat ihn nur, es an Kindesstatt anzunehmen, und es im Stillen aufzuziehen. Das Geheimniß seiner Abkunft verbarg ich tief in mei-

nem Herzen, um das Kind und mich nicht unglücklich zu machen. Jetzt, da der Himmel euch hold ist, edler Ritter, jetzt kann ich es vor der ganzen Welt sagen: »Clara ist eure Tochter Rosemunde.«

Ein lauter Jubel erscholl im Kreise der Anwesenden. Wonne, wie sie nur gefühlvolle Herzen empfinden können, erfüllte die Brust des Ritters und Rosaliens. Clara und ihr vermeynter Vater standen freudig betroffen und sprachlos da. »Ich zweifle nicht an eurer Rede, ehrlicher Jacob,« rief Rosalia, »sie soll sich gleich als wahr bewähren. Rosemunde hatte am rechten Arme ein Muttermahl. Komm her, Clara, laß deine Rechte sehen! — Ja! ja! rief Rosalia entzückt, das Muttermahl ist da! Clara ist meine Tochter! ist unsere Rosemunde! O geliebtes Kind! geliebte Tochter! Komm, Komm an mein Mutterherz, das viele Jahre um dich geweint hat!

Rosalia drückte mit heftiger Freude die Tochter an die Brust, auch der Ritter that's, und das ganze Schloß rief: Es lebe Fräulein Rosemunde!

Mehrere festliche Tage waren der Freude über Rosemundens Wiederfinden geweiht. Die umliegende Gegend sprach lange von nichts

anderem, als von der neuaufgelebten, stillgeretteten Rosemunde; Jung und Alt kam auf die Burg, um sie zu sehen, um ihr zu huldigen; Jacobs Ehrlichkeit und Pauls Menschenfreundlichkeit ward hoch erhoben. Leider! starb Jacob noch an demselben Tage auf der Burg. Der Ritter ließ seine Leiche mit vieler Feyerlichkeit begraben, und ihm ein schönes Denkmahl errichten.

Der Ritter Franz von Zolling vernahm kaum die Geschichte, als er es rathsam hielt, mit seinen Eroberungen inne zu halten, und seinen Vorfaß, die Zackenburg zu belagern, aufzugeben.

Conradin von Tallingen lebte zu neuen Freuden auf. Geliebt von Rosalien und Rosemunden, und verehrt von allen seinen Unterthanen, verflossen seine Jahre wie freundliche Herbsttage.

Mit Hanns von Hartingen nahm es ein trauriges Ende. Er wollte sich aus seiner Gefangenschaft befreyen, und erschlug zwey Keisige, die ihn bewachten. Ein Knappe, der ihnen zu Hülfe eilte und von ihm auch angegriffen wurde, durchbohrte ihn.

Auf Conradins und Rosaliens Grabeshügel flossen viele dankbare Zähren. Auch Rosemundens Andenken wurde von den spätesten Enkeln gesegnet.

Die Vorsehung.

Es war ein fürchterlicher Sturm. Der Wind blies mit voller Gewalt gegen das Seeufer, trieb ungeheure Wellen an das Gestade, während das halbhervorragende Felsen am Eingange des Meerbusens in einen Nebel von weißem Schaum gehüllt waren. Hier erschien ein Schiff in der offenen See, das mit Ungestüm unter seinen nackten Segelstangen landwärts getrieben, bald von den steigenden Wellen hoch empor geworfen, bald in die sich öffnenden Tiefen hinabgerissen ward. Jetzt ward es zwischen Klippen gestoßen und stuck fest: die Wellen schlugen über sein Verdeck und seine zertrümmerten Masten. »Gott erbarme sich ihrer!« schrie ein alter Einsiedler, der von einem Hügel den traurigen Auftritt erblickte. — Umsonst! Das Schiff fiel auf die Seite, und man sah nichts weiter davon.

Indessen erschien bald darauf ein kleiner, dunkler Gegenstand, der von den Klippen sich

nach dem Ufer wälzte. Erst konnte man ihn nur mit Mühe durch den Schaum sehn, doch bald ward man ihn deutlich auf dem Gipfel einer hohen Welle gewahr, bald verschwand er wieder auf einige Zeit, und schien in der Tiefe versunken. Er näherte sich endlich und es zeigte sich, daß es ein Boot mit Menschen war, die ihr Leben mit angestregten Rudern zu retten suchten. Der Einsiedler eilte herab an den Strand und erwartete in peinlicher Ungewißheit voll Hoffnung und Furcht seine Annäherung. Endlich ward das Boot ans Ufer geworfen, und die halbtodten, triefenden Seeleute krochen an das trockne Land.

»Gott sey gelobt und seine Vorsehung, die euch so glücklich erhalten hat!« — und nun führte er die armen Menschen in seine Zelle, fachte ein wohlthätiges Feuer auf, brachte seinen kleinen Vorrath herbey, und gab ihnen aufs neue Kraft und Leben. »Und Ihr seyd Eurer sechs nur, die gerettet sind?« fragte er. »Ja, so ist's,« antwortete Einer von ihnen. »Fünf und siebenzig waren unser an Männern, Weibern und Kindern, als das Schiff scheiterte. Du kannst dir das Lärmen und die Verwirrung vorstellen! Die Weiber hin-

gen sich an die Hälse ihrer Männer und die Kinder an ihre Kleider, und alle schrien, heulten und betheten! Da war keine Zeit zu verlieren. Wir ließen das kleine Boot wie der Blitz herab, sprangen hinein, ohne uns um unsern Capitain zu bekümmern, der albern genug war, auf Rettung der Mitreisenden zu denken, schnitten das Seil entzwey, und machten uns gerade in dem Augenblicke los, wo das Schiff umschlug und zu Grunde ging. Jubel! wohl uns, daß wir gerettet sind!« Sie jubelten, sangen und fluchten mitunter. Der Einsiedler, äußerst betroffen, wünschte in seinem Herzen, daß es der Vorsehung möchte gefallen haben, lieber die unschuldigen Passagiere zu retten, als diese hartherzigen Bösewichte.

Die Bootsleute, da sie aufgezehrt hatten, was sie nur fanden, gingen nun weiter ins Land, ohne ihrem Wohlthäter zu danken. Es überfiel sie die Nacht, wo sie in der Entfernung ein Licht schimmern sahen, und darauf zugingen. Es kam aus dem Fenster eines freyen Hauses, das von einer Hofreide und einem Garten umgeben war. Sie klopfen an die Thür, kündigten ihr Unglück an und bethen um Hülfe. Man ließ sie ein, und

behandelte sie mit Mitleid und Gastfreyheit. Hier befanden sich die Frau vom Hause, ihre Dienstmägde, ein alter Mann und ein junger Bursche; der Herr war verreist. Die Bootsknechte, die sich um das Küchenfeuer her gesetzt hatten, sifsterten einander in die Ohren, daß vielleicht hier gute Beute zu machen wäre, wodurch sie ihren Verlust an Kleidern und Wäsche auf ein Mahl ersetzen könnten, machten ihren Plan, und als der alte Mann ein Reisbündel nachlegen wollte, schlugen sie ihn mit einem Knüttel vor den Kopf, daß er todt zur Erde fiel. Ein anderer griff nach dem Messer, das der Bursche mit Brot und Käse gebracht hatte, und stieß es ihm durchs Herz. Die Übrigen verschlossen die Thüren, und nachdem sie Frau, Mägde und Kinder gebunden, fingen sie das Hans zu plündern an. Eines von den Kindern, das einige Mahl laut schrie, ward erwürgt. Als sie nun mit dem Einpacken der besten Sachen, die sich fortbringen ließen, beynahе fertig waren, kam der Herr vom Hause zurück. Er war ein Schleichhändler, der verbotene Waaren einführte, und zugleich ein Pächter, und kam eben von einer solchen Unternehmung zurück, indem er seine Mit-

gehülfsen in einer nahen Schenke zurückgelassen hatte. Da er die Thüren verschlossen fand und gewahr wurde, daß man mit den Lichtern aus einer Stube in die andere lief, merkte er gleich Unrath. Er horchte, hörte fremde Stimmen und sah einige von den Bootsknechten durch die Fenster. Sogleich eilte er zu seinen Kameraden zurück, und brachte sie mit, eben da die Bösewichte mit ihrem Raube zur Thür heraustraten, zuvor aber Feuer angelegt hatten, um ihre Schandthat zu verhehlen. Der Schleichhändler und seine Freunde schossen unter sie, tödteten einige und bemächtigten sich der Übrigen; und, nachdem sie die schon ausbrechende Flamme gelöscht, brachten sie diese in den Kerker.

Als der gute Einsiedler davon Nachricht erhielt, rief er: »wie wunderbar sind die Wege der Vorsehung, welche die Verbrecher strafte und die Unschuld schützte!« Nachdem er inzwischen ein Weilchen nachgedacht, setzte er hinzu — »wiewohl — hätte die Vorsehung es für dienlich erachtet, diese Verbrecher bey ihrem Schiffbruche umkommen zu lassen, wo so viele weit bessere Menschen ihr Leben verloren; so würden drey unschuldige Personen gerettet worden seyn,

und diese Bösewichte nicht solche Schuld und Strafe auf sich gehäuft haben! Wäre auf der andern Seite der Herr des Hauses daheim gewesen, statt einen so gesetzwidrigen und gefährlichen Handel zu treiben, so wäre er vielleicht mit seiner ganzen Familie umgekommen, und die gottlosen Räuber mit ihrem Raube der Gerechtigkeit entronnen. Was soll ich von allen dem denken? Mit diesen Gedanken, die ihn in die größte Verlegenheit und Schwermuth versetzten, begab er sich auf sein Lager und schlief ein.

In einem Traume glaubte er auf den Gipfel eines hohen Berges versetzt zu seyn, wo ihn eine ehrwürdige Gestalt in einem langen weißen Gewande anredete, die ihn um die Ursache seines Nachdenkens fragte. »Es ist keine andere,« sagte er, »als, weil ich die Schickungen der Vorsehung mit meinen Begriffen von Weisheit und Gerechtigkeit nicht zusammen reimen kann.« — »Vermuthlich,« versetzte der Fremdling, »weil deine Begriffe von der Vorsehung zu eingeschränkt und unrichtig sind. Du suchest sie in einzelnen besondern Begebenheiten und erhebst deine Gedanken nicht zu einer Übersicht des großen Ganzen. Jeder Vorfall in der allgemei-

nen Reihe der Dinge geschieht unter der Leitung einer weisen Vorsehung, weil er eine Folge der Gesetze ist, die sie zur Beförderung des allgemeinen Besten geordnet hat. Allein einzelne Fälle auswählen zu wollen, als ob sie mehr oder weniger durch die Hand der Vorsehung geleitet würden, weil wir dadurch eine gute Absicht erreicht sehen, das führt gerade zu Irrthum und Aberglauben. Komm mit mir an jene Ecke des Hügel's.«

In seiner Täuschung glaubt er ihm zu folgen. »Nun,« fuhr der Fremdling fort: »sage mir, was siehst du?« — »Ich sehe,« erwiderte der Einsiedler, »einen Geyer, der auf eine Heerde kleinerer Vögel stößt, von denen er Einen ergreift, indeß die andern enttrinnen.« — »Und kannst du dir wohl vorstellen, daß der einzelne Vogel, der ein Raub des Geyers ward, unter einem besondern Gerichte der Vorsehung erlag, oder daß die, welche entflohen, mehr Gegenstände des göttlichen Wohlwollens waren, als er? Geyer waren von der Natur bestimmt, sich von einem lebendem Raube zu nähren, und mit zureichender Stärke und Schnelligkeit versehen, ihn zu erreichen und sich seiner zu bemächtigen.

Das Leben ist zur Erhaltung des Lebens bestimmt; doch zur gänzlichen Vernichtung und Zerstörung sind ihm Gränzen gesetzt. Der kleinern Vögel Anzahl ist weit größer, sie sind weit fruchtbarer als die Raubvögel; und ob sie gleich nicht dieser ihrer Gewalt widerstehen können, so haben sie doch hinlängliche Geschicklichkeit und Behendigkeit bey der Flucht ihrer Verfolgung im Ganzen zu entgehen. In diesem Gleichgewicht entdeckt sich hauptsächlich die Weisheit der Vorsehung; und wo zeigt sich davon ein größerer Beweis, als daß beyde Gattungen, des Räubers und des Raubes, von ihrer Schöpfung an sich erhalten haben. — Nun blicke weiter und sage, was du siehst.«

»Ich sehe,« antwortete der Einsiedler, »Wolken am Himmel aufsteigen, und höre den Donner von einer Seite zur andern rollen. Ich sehe die Blitze aus ihrem schwarzen Schooße hervorbrechen. — Jetzt fiel einer auf einen stattlichen Baum, zerschmetterte ihn und traf einen Stier, der darunter seinen Schutz gesucht hatte. — Jetzt fällt ein Anderer mitten auf eine erschrockene Schaafherde — verschiedene werden getödtet, und siehe, der Hirt liegt selbst hingestreckt

an der Seite! — Jetzt fährt er an einer hohen Thurmspitze herab und entzündet eine niedrige Hütte — ein schauervoller, fürchterlicher Anblick!»

»So ist's,« versetzte der Fremdling, »allein was ziehst du für eine Folge daraus? Weißt du nicht, daß von der befruchtenden Wärme, die Pflanzen und Thieren Leben gibt und die Früchte der Erde reift, dieß elektrische Feuer kömmt, welches zu den Wolken emporsteigt und sie so überladet, daß sie sich wieder durch Blitze desselben zu entledigen suchen. Sollen sie ihre natürliche Richtung verlassen, um lieber einen Baum, als einen ehrwürdigen Dom, die Schaafse eher als den Schäfer zu treffen? Millionen über Millionen lebender Geschöpfe verdanken ihr Daseyn diesem wirksamen Elemente; und darf es uns denn so wunderbar scheinen, wenn Einige dabey den Tod finden? Eben so ist's mit einem Gebirgsstrom, der herabstürzt, die Ebene zu befruchten. In seinem Laufe reißt er vielleicht Werke des menschlichen Fleißes darnieder; aber wie konnte seine wohlthätige Überschwemmung um einen andern Preis erkaufte werden?«

»Alles dieses,« sagte der Einsiedler, »läßt

sich endlich noch wohl begreifen; aber darf ich mich unterfangen zu fragen: woher kommen die moralischen Übel der traurigen Scenen des gestrigen Tages? Welch ein guter Endzweck wird dadurch erreicht, wenn ein Mensch zur Geißel des andern Menschen gemacht, und der Bösewicht auf Kosten des Unschuldigen erhalten wird?«

»Auch dieß,« sagte der ehrwürdige Fremdling, »ist eine Folge derselben weisen Gesetze der Vorsehung. Wenn es recht war, den Menschen zu einem Geschöpfe zu machen, das durch Übung und Aufmerksamkeit eine gewisse Fertigkeit erlangen, und ihm die Sachen, mit denen es täglich umging, leicht machen konnte; so mußten nothwendig die Bootsknechte bey einem Schiffbruche geschickter seyn, für sich selbst zu sorgen, als die Passagiere. Die Selbstliebe aber, die zur Erhaltung des Lebens wesentlich gehöret, mußte sie lehren, auf die eigne Rettung eher, als auf die der Übrigen bedacht zu seyn. Eben die Gewalt der Gewohnheit bey einer Lebensart voll Gefahren und Mühseligkeiten trug das Ihrige bey, sie zu rohen, verwegenen und gefühllosen Menschen zu bilden. Solche Charaktere können unter der Leitung moralischer Grundsätze tapfere Män-

ner werden; ohne dieselben aber auch Räuber und Mörder. In diesem Falle treten menschliche Gesetze ein, um dem Übel, dem sie nicht ganz zuvorkommen können, Einhalt zu thun. In dessen findet Ruchlosigkeit früher oder später ihre Strafe; und die Unschuld, wenn sie auch gelegentlich leidet, bleibt immer der sicherste und einzige Weg zur Glückseligkeit.«

»Aber,« fuhr der Einsiedler fort, »kann man also wohl behaupten, daß das Loos des Unschuldigen dem eines Verbrechers allezeit in der Welt vorzuziehen sey?«

»Wenn man es auch nicht könnte,« versetzte der Andere, »meynst du wohl, daß der Allmächtige nicht im Stande sey, sich in einer künftigen Welt die Wiedervergeltung vorzubehalten? Denke dir also nicht immer bloß einzelne Begebenheiten, sondern suche dich zu überzeugen, daß für das große Ganze auf's beste gesorgt ist. Erwarte nicht eine unmittelbare Dazwischenkunft des Himmels, weil sie dir rechtlich und schicklich zu seyn schien. Du würdest vielleicht die große Maschine des Ganzen aufhalten wollen, um eine Fliege zu retten, daß sie nicht von ihren Rädern zerknirscht würde. Gleichwohl werden

jeden Tag unzählige Fliegen und Menschen zerknirscht, und die große Bewegung geht und wird immer fortgehen, um die wohlthätigen Absichten ihres Urhebers zu erfüllen.«

Er schwieg, und der Schlaf verließ sogleich die Augenlieder des Einsiedlers. Er blickte aus seiner Zelle umher und sah die ganze Natur um sich lächeln. Die aufgehende Sonne stieg an einem heitern Himmel empor; die Vögel scherzten in den Lüften, und die Fische glänzten auf der Oberfläche des Wassers. Flotten verfolgten ihren steten Lauf von sanften Winden getrieben. Leichte, wellengleiche Wölkchen segelten durch den blauen Himmel. Seine Seele war im Einverständnis mit diesem Anblicke, und Friede und Freude erfüllten sein Herz.

Barbault.

Nöthige Aufsicht über kleine Kinder.

1. Ein kleines Kind brähet sich mit heißem Wasser ab.

Die Frau eines Tagelöhners kochte am Abende des 8. August 1817 in ihrem Stubchen, das sich in einer Vorstadt Wiens befand, eine Suppe auf dem Camine. Ihre Wohnung hatte keine Küche. Ihre beyden Kinder, ein Mädchen von acht, und das andere von anderthalb Jahren spielten im Zimmer; die Ältern gaben wenig auf dieselben Acht und bemerkten nicht, daß sich die Kleinere dem Camine näherte, und sich dort beyhm Feuer etwas zu schaffen machte. Unvorsichtig warf sie den Topf mit der siedenden Suppe um, welche ihm über die rechte Seite herabfloß, und dieselbe bis an den Fuß verbrannte.

Auf das Jammergeschrey sprang die Mutter herbey, und wußte sich vor Schrecken nicht zu

rathen und zu helfen. Hätte sie nicht gleich nach dem Arzte schicken sollen, der, wenn es auch eine arme Familie war, doch gern unentgeltliche Hülfe geleistet hätte? Weil es schon spät in der Nacht war, unterließ sie es, und brauchte Hausmittel, die aber nichts fruchteten. Das arme Kind litt die ganze Nacht namenlose Schmerzen, und schrie unaufhörlich. Erst des andern Morgens brachte die Mutter das Kind zum Arzte. Er verordnete alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, sie wirkten nichts mehr: das Kind starb am 18. August an den Folgen der erlittenen Verbrennung eines schmerzlichen Todes. Wie hätte dieses Unglück verhindert, wie vielleicht vermindert werden können?

2. Ein kleines Mädchen kommt in große Gefahr.

Die kleine Tochter des Pächters Hoffmann zu Gidizenhof, ein Mädchen von dreijährig und ein halb Jahr, wurde an einem Sommertage im Jahre 1816 mit einem Gespielen gleichen Alters ohne Aufsicht gelassen. Hätten die Ältern wohl vermuthen können, in welche Ge-

fahr das Mädchen gerathen würde, wenn sie es aus den Augen ließen?

Sie und der Knabe schlenderten fort bis zum Teiche, und fingen an, am Ufer desselben zu spielen. Niemand konnte sie vor der Gefahr warnen, weil Niemand auf sie Acht hatte. Da geschah es nun, daß sich die Kleine zu weit über das Ufer hinaus bog, und in das Wasser stürzte.

Den Knaben ergriffen Angst und Schrecken, er fing aus vollem Halse zu schreyen an, und lief heulend nach Hause. Sein Winseln und Sammern hörte die achtzehnjährige Dienstmagd, Anna Katharina Sprühlein; kaum vernahm sie aus dem Munde des Kleinen das Unglück, als sie, über Zäune und Hecken springend, sich den kürzesten Weg zu dem verunglückten Kinde bahnte, sich mit Lebensgefahr in den Teich stürzte, und dasselbe, welches mit den Händchen, als ob es um Hülfe bäthe, aus dem Wasser hervorragte, muthig ergriff, und hoch über sich empor hielt, da sie selbst bis an das Kien im Wasser stand.

Schwer arbeitete sie sich aus dem tiefen Schlamme heraus, doch gelang es ihr, mit dem Kinde ans Ufer zu kommen. Wie dankten da

die guten Altern, welche eben an dem Orte des Unglückes ankamen, der braven Magd für die Rettung ihres Kindes. Hätten sich diese nicht lebenslänglich Vorwürfe machen müssen, daß sie durch vernachlässigte Aufsicht Ursache an dem Tode ihres Töchterchens gewesen seyn, wenn die entschlossene und menschenfreundliche Magd daselbe nicht gerettet hätte?

3. Ein Kind wird durch heißes Wasser beschädiget.

Eine unbedachtsame Magd ließ in dem Pfarrhause zu Ehrenhain in Sachsen am 1. Junius 1816 ein Gefäß mit siedheißem Wasser stehen und entfernte sich. Ein dreijähriger Knabe spielte allein in der Nähe. Hätte die Magd nicht bedenken sollen, daß er leicht in seinem Unverstande und bey der diesem Alter eigenen Geschäftigkeit und Neugierde in ihrer Abwesenheit zu dem Gefäße gelangen und sich beschädigen könnte? Was sie nicht bedachte, geschah. Der Knabe fiel, man weiß nicht wie, ins heiße Wasser, und wurde am hintern Theile des Körpers ganz abgebrühet. Der Schmerz und der Schrecken wirkten auf das arme Kind so nachtheilig, daß es am dritten

Tage unter großem Leiden zur größten Betrübniß der Aeltern und Geschwister starb. Was haltet ihr, liebe Freunde, von dieser unbesonnenen Magd? Wird man ihr noch leicht die Aufsicht über Kinder anvertraut haben? Welche Vorwürfe wird sie sich gemacht haben, daß sie an dem Tode des armen Kindes Schuld gewesen ist!

4. Ein Kind verliert das Auge.

Ein Knabe von sieben Jahren zu Neudorf in Mähren war ganz allein im Zimmer. Er sah ein Fläschchen mit einer braunen Flüssigkeit stehen. Er wollte es genauer besehen, nahm es zur Hand, öffnete es, und fing an dasselbe zu schütteln. Ein Tropfen spritzte ihm in das linke Auge, und o Jammer! es brannte gewaltig, und das Auge war so beschädiget, daß der Kleine nicht mehr sehen konnte. Dieser Unglücksfall hat sich im Sommer 1817 zugetragen.

War es wohl vorsichtig, daß man Vitriol-Öhl, welches eine sehr ägende Kraft hat, unverwahrt stehen ließ? Hätte man den Knaben allein im Zimmer lassen sollen, wenn so gefährliche Dinge frey da standen? Worin aber hat

der Knabe gefehlt? Sollen sich Kinder mit Sachen etwas zu schaffen machen, die sie nicht kennen? und von denen sie nicht wissen, ob sie nicht durch dieselben Schaden nehmen können? Seyd behuthsam und bedächtlich, liebe Freunde!

5. Eine Maise bringt ein Kind in Gefahr.

Gemeine Leute lassen die Maisen gewöhnlich in ihren Stuben frey herum fliegen, damit sie die Fliegen, Wanzen, Schwaben und anderes Ungeziefer zusammen fangen. Man sollte glauben, daß neben diesem Nutzen daraus gar kein Schaden entstehen könnte, als daß die Maisen die Zimmereinrichtung beschmutzen, oder etwas leicht Bewegliches hier und da hinab werfen.

Die Maisen, obwohl sie unter die Singvögel gehören, sind doch kleine Raubthiere, die besonders nach dem Gehirn anderer Vögel lüftern sind. Sie haben ein grausames Naturel, und tödten gern andere Vögel, die mit ihnen zusammen wohnen; und da sie das Fleisch von andern Thieren, das Fett, Eyer u. dgl. auch lieben, so greifen sie gern alles an, wo sie einen

Gräß zu finden glauben, und hierbey kommt ihnen ihr spiziger, fester Schnabel sehr zu statten, mit dem sie alles behacken können, was nicht bein- oder eisenfest ist. Wie Kühn und raubbegierig dieser kleine Vogel ist, zeigt nachfolgende merkwürdige Thatsache.

Ein Herr in Gräß hatte eine Kohlmaise, welche von Zimmer zu Zimmer frey herum flatterte. Eines Tages war sie in der Kindesstube, wo sein kleines Söhnchen, drey Monate alt, ganz allein in der Wiege lag. Man hatte es schlafend verlassen. Der Herr trat ungefähr in die Stube, und fand die Kohlmaise auf der Stirn des Kindes sitzen. Starr sah sie nach den Augen des Kleinen hin, und schien den Herrn gar nicht zu bemerken. Dieser hielt sich still, um zu beobachten, was die Maise vorhätte. Da schlug die kleine Räuberinn plötzlich das Kind mit den Flügeln um die Wange und Stirn. Das Kind erwachte darüber; und kaum hatte es das Auge halb geöffnet, so pickte die Maise mit einer Art von Wuth nach demselben. So greifen die Maisen auch andere Vögel an, indem sie ihnen die Augen aushacken, und nach dem Gehirn greifen. Der Vater sprang erschrocken hinzu, und

jagte die Maise fort; das Kind schrie erbärmlich. Der Vater hatte das Unglück noch zu rechter Zeit abgewendet; die Maise hatte nur das Augenglied des Kindes getroffen, und demselben einen kleinen Riß beygebracht. Diese Geschichte möge die Mütter und Kindeswärterinnen warnen, und sie auf diese räuberischen Thiere aufmerksam machen.

6. Eine Feuersbrunst entsteht in Abwesenheit der Altern.

Ein Bauer aus Dubawa, einem Dorfe in der Preßburger Gespannschaft in Ungarn, war am 10. Junius 1818 mit Weib und Dienstbothen auf das Feld zur Arbeit gegangen. Die drey kleinen Kinder wurden ganz allein ohne Aufsicht zu Hause gelassen. Auf dem Herde glimmten Kohlen. Aus Langweile geriethen die Kinder in die Küche, und fingen an, Holz auf die Gluth zu legen. War das wohl ein vernünftiger Zeitvertreib?

Da alle drey um den Herd herum standen, und jedes Reisholz auf denselben brachte, und die Gluth anfächelten, so loderte bald die Flam-

me hell auf, und ergriff auch das Holz, welches sie als Vorrath unvorsichtig an den Rand des Herdes hingelegt hatten, und von da verbreitete sie sich unter denselben, wo viel dürres Holz lag, und bald wurden die Geräthe in der Küche ergriffen, daß die Kinder um und um mit Feuer umringt waren.

Vergebens riefen sie um Hülfe, und suchten sich zu retten. Schon hatte die Flamme ihre Kleider ergriffen, eins derselben brannte lichterloh auf, und als man, um die Feuersbrunst zu dämpfen, herbey gekommen war, fand man von denselben nur noch die Knochen, die andern zwey waren aber am Leibe so sehr verbrannt, daß sie dem Tode nahe waren.

Die Flamme hatte sich von der Küche in die Stube und von da auf das Dach verbreitet, und die neben stehenden Häuser ergriffen. Mit Mühe konnte man derselben Einhalt thun, daß sie nicht das ganze Dorf in Asche legte.

Was war nun die erste Veranlassung zu dieser verderblichen Feuersbrunst? Hatten wohl die Bauersleute vorsichtig gehandelt, daß sie ihre Kinder ganz allein zu Hause ließen? Mit was hätten aber die Kinder kein Spiel treiben

sollen? Wie schwer haben die armen Kleinen ihre Unbesonnenheit gebüßt, und welchen Schmerz werden die Ältern über ihrer Kinder Unglück und über den Verlust ihres Eigenthums durch Feuer gehabt haben, welchen gewiß der Vorwurf vermehrte, daß sie allein Schuld an dem Unglücke sind, weil sie ihre Kinder ohne Aufsicht gelassen haben.

Leopold Chimani.

Der Knabe ohne Kopf.

Herr Weismann, ein Kinderlehrer, erhielt unlängst einen neuen Schüler mit folgendem Briefe:

Mein Herr!

Der Überbringer dieses ist mein Sohn Samuel, den ich Ihrer Aufsicht empfehle, in Hoffnung, daß Sie mit Ihrer wohl bekannten Geschicklichkeit noch Etwas aus ihm machen werden, ob ich gleich sagen muß, daß seine bisherigen Lehrer wenig oder nichts mit ihm haben ausrichten können. Er ist nun schon eilf Jahr und kann nichts weiter, als seine Muttersprache lesen, und dieß noch ziemlich nothdürftig. Wir schickten ihn in unsrer Nachbarschaft in die lateinische Schule: sein Lehrer aber sagt, er hätte keinen Kopf zu gelehrten Sprachen. Er ging zum Schreibemeister, und ließ sich eben so ungeschickt dazu an. Er sollte ein Bißchen Geographie lernen; aber es fehlte ihm an Gedächtniß. Nun habe ich noch das einzige Vertrauen

zu Ihnen, daß Sie mir werden sagen können, was mit ihm anzufangen sey, und worin ich ihn allenfalls unterrichten lassen könne. Gönnen Sie mir eine geneigte Antwort, und seyen Sie meiner Dankbarkeit versichert!

Als Herr Weismann diesen Brief gelesen hatte, schüttelte er den Kopf, und sagte, zu einem seiner Unterlehrer. »Ein schönes Subject, das sie uns da geschickt haben, einen Knaben, der zu nichts Kopf haben soll. Doch vielleicht erwartet mein Freund, daß der Junge für Etwas Kopf haben soll, von dem er nichts weiß — ein sehr gewöhnlicher Irrthum? wir müssen aber doch zusehen, wo es ihm fehlt.«

Samuel ward herein gerufen. Er trat mit niederhängendem Kopfe herein, und sah so weinerlich aus, als ob er gespießt werden sollte.

»Komm her, mein Kind,« sagte Herr Weismann, »und fürchte dich nicht. Es thut dir Niemand etwas zu leide — Wie alt bist du?

Den letzten May elf Jahr.

Du bist für dein Alter hübsch groß. Spielst du gern?

Ja, mein Herr!

Kannst du gut Regel schießen?

Recht gut, mein Herr.

Den Ball schlagen? einen Reifen treiben?

Ja, mein Herr.

Also hast du doch den vollen Gebrauch deiner Hände und Finger?

Ja, mein Herr.

Kannst du schreiben, Samuel?

Ja, ein Bißchen; ich ließ es aber wieder liegen, mein Herr.

Je, warum denn das?

Weil ich die Buchstaben nicht recht machen konnte.

Nicht? Wie glaubst du denn, daß es andere Knaben anfangen? — haben Sie denn mehr Finger, als du?

Nein, mein Herr.

Kannst du nicht die Feder so gut, als eine Kugel, halten?

Samuel schwieg.

Laß mich doch deine Hand sehen.

Samuel streckte seine beyden Hände vor sich aus, wie ein Tanzbär.

Ich sehe nichts, was dich hindern könnte,

so gut als ein anderer Knabe zu schreiben. —
Kannst du lesen?

Ja, mein Herr.

Sag mir einmahl, was steht dort über der
Thüre geschrieben?

Samuel las ohne große Anstrengung:
»Was jemahl ein Mensch gethan hat,
kann auch wieder von einem Men-
schen gethan werden.«

Wie hast du denn lesen gelernt? — Es
war wohl mit vieler Mühe?

Ja, mein Herr.

Gut; mit mehr Mühe wirst du noch besser
lesen lernen. Weißt du was aus der lateinischen
Grammatik?

Nein, mein Herr.

Hast du nie etwas darin zu lernen gesucht?

Ja, aber es ging nicht!

Hast du nie etwas auswendig gelernt? Ich
wollte drauf wetten, du könntest mir die Tage
der Woche nach der Reihe hersagen.

Ja, die weiß ich.

Auch vielleicht die zwölf Monathe im Jahre.

Ja, auch die.

Und auch die Nahmen deiner Brüder und

Schwestern; die Knechte und Mägde, und vielleicht die Hälfte der Leute, die in deinem Dorfe wohnen.

Warum das nicht, mein Herr?

Und ist denn Mensa, oder hic, haec, hoc, schwerer zu lernen?

Samuel schwieg.

Hast du denn vom Rechnen etwas gelernt?

Ich fing an zu addiren; doch kam ich nicht weit.

Wie denn so?

Ich konnte nicht, mein Herr.

Wie viel kaufst du denn für einen Groschen Schnellkugeln?

Zwölf, mein Herr!

Und für einen halben Groschen oder sechs Pfennige?

Sechs.

Und wie viel für zwey Groschen?

Wier und zwanzig.

Wenn du jeden Tag einen Groschen Taschengeld erzielst, wie viel kommt denn auf die Woche?

Sieben Groschen.

Gesetzt aber, es werden dir zwey Groschen

von den sieben abgezogen, wieviel behältst du dann übrig?

Samuel sann ein Weilchen, antwortete aber endlich: fünf.

Richtig. Je nun, du siehst ja, daß es mit allen vier Gattungen der Rechenkunst recht gut geht. Die gelehrte Rechenkunst ist nichts mehr als dieß. Gut, Samuel, ich sehe schon, was du thun kannst, und ich werde dir nichts zumuthen, was du nicht kannst; nur merke dir, daß du jenes thun mußt. Bey mir gilt das nicht kann nicht, auf keine Weise. Nun gehe wieder zu deinen Schulcameraden.

Samuel ging sehr froh, daß diese Prüfung so gut vorüber gegangen war, und mit weit mehr Zutrauen zu seinen Kräften, als er jemahls gefühlt hatte.

Des Tages darauf ging seine Arbeit an. Man setzte ihn im Schreiben zu einem Knaben, der noch weniger leistete, als er; dieß gab ihm Zuversicht, daß er auch denen gleich zu kommen sich beeiferte, die es weiter gebracht hatten; und so ging es auch in den übrigen Lehrstunden; zwar langsam, aber mit Beharrlichkeit. In einiger Zeit war er im Lesen, Schreiben, Rech-

nen und der lateinischen Grammatik so weit, daß Herr Weismann für dienlich hielt, folgenden Brief an dessen Vater zu schreiben.

»Ich glaube, daß es nun Zeit ist, Ihnen über Ihren Sohn einige Auskunft zu geben. Vielleicht erwarteten sie es eher; allein ich übereile mich nicht gern in meinen Urtheilen.

Sie sagten in Ihrem Briefe, daß Sie nicht wüßten, was mit ihm anzufangen wäre, da er kein Genie zu etwas habe. Wenn sie damit einen ausgezeichneten Trieb zu irgend einer Kunst und Wissenschaft meynen, wodurch er ohne Anstrengung oder Unterricht zu einer gewissen Vortrefflichkeit gelangen könnte, so muß ich sagen, daß mir in meinem Leben kaum drey bis vier Knaben vorgekommen sind, von denen ich solches hätte behaupten können, und unter diese gehört Ihr Sohn ohne Zweifel nicht. Aber wenn Sie bloß die Fähigkeit meynen, etwas von den Dingen vorzunehmen, mit denen sich bey einem gehörigen Unterrichte der größere Theil der Menschen beschäftigen und brauchbar werden kann: so muß ich Sie versichern, daß es ihm auf keine Weise daran fehlt. Und Sie mögen ihn nun zur Handlung, oder zu einem

andern Geschäfte erziehen wollen, so sehe ich keinen Grund, warum er nicht mit der Zeit dazu hinlänglich geschickt werden sollte. Es ist einer meiner Lieblingsfälle, daß man jedes nützliche Geschäfte in diesem Leben erlernen könne, wenn man sich nur Mühe gibt. Ihr Sohn hat schon zu viele Zeit in einer fruchtlosen Erwartung verloren, als daß er etwas nach seinem eignen Geschmacke wählen sollte. Aber wenig Knaben werden, wenn es darauf ankommt, mehr, als ein Regel- oder Ballspiel wählen. Ich will jedoch sorgen, daß, so lange er bey mir ist, keine Zeit verloren gehe, sondern, daß er sich mit schicklichen Dingen beschäftige; am Ende wollen wir schon ausfindig machen, wozu er seinen Anlagen nach am tauglichsten sey.«

Obgleich der Inhalt dieses Briefs nicht mit des Vaters Begriffen übereinstimmte, so ließ er ihn doch einige Jahre bey diesem Lehrer, in der Überzeugung, daß er wenigstens etwas mehr, als die vorigen aus seinem Sohne machen würde, und hatte auch die Zufriedenheit, zu finden, daß er bey einem anhaltenden Fleiße ungemeyne Fortschritte machte. Zu seiner Zeit wählte er für ihn einen Schnitthandel, welcher seinen Fähig-

keiten und seiner Gemüthsart am angemessensten schien; zu dem er aber übrigens keinen besondern, vorzüglichen Hang geäußert hatte; denn im Ganzen hatte er nie mit Ernst auf etwas gedacht. Er machte indessen darin einen ansehnlichen Fortgang, und ging mit Credit und Nutzen durch die Welt.

Der dicke Mann.

In Dresden war vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts beym Operntheater ein Sänger angestellt, der wegen seiner ganz ungeheuern Dicke von Jedermann angestaunt wurde. Sein Name war Nicolini. Die Länge seines Körpers betrug drey Ellen vier und einen halben Zoll; die Dicke seines Leibes vier und eine halbe Elle, und die seines Schenkels anderthalb Ellen und anderthalb Zoll. Zur Zeit, da er am forpulentesten war, wog er fünf Centner und sechzig Pfund, ein Gewicht, das mancher Mastochse nicht hat. Er brauchte zu einem Kleide vierzehn Ellen von dem breitesten Tuche, oder fünf und zwanzig Ellen Seidenzeug; zu einem Paar Beinkleider elf Ellen Calmont, vier Ellen weniger ein Viertel zum Hosengebunde, und eine reichliche Elle zum Lag. — Ein solcher Kunde, wenn er viel Kleider brauchte, konnte allein einen Hand-

lungsanfänger in Aufnahme bringen, und einen Schneidermeister beständig mit Arbeit versehen. Man erzählt, daß ein kleiner Mann, der aus dem Nachlaß dieses Diebsacks ein Paar tuchene Hosen erstanden, sich daraus eine vollständige Kleidung habe machen lassen.

Ohne Hülfe eines Andern konnte Nicolini nicht essen. Wenn er seine Suppe verzehrte, so sah es auf den ersten Anblick nicht anders aus, als ließe er sich zum Rasiren einseifen, weil derjenige, der ihn fütterte, ihm allemahl den Teller unter dem Kinn ansetzte, um nicht bey jedem Löffel Suppe den ganzen Bauch umsegeln zu müssen. Auf die Bequemlichkeit der Sänften und Wagen mußte er Verzicht thun, weil er keinen Raum darin fand. Zu keiner Thür konnte er ein- oder ausgehen, wenn nicht beyde Flügel geöffnet wurden; vor vielen mußte er daher wieder umkehren. Am liebsten ging er, der Kühle und der Sicherheit wegen, in neugebaute Häuser, und hütete sich dagegen sehr vor alten und baufälligen, bestieg auch nicht leicht eine hölzerne Treppe, weil er ihren Einsturz unter der Last seines Körpers besorgte. Hatte er Geschäfte in einem Hause, wo dergleichen Treppen waren,

so bath er die darin Wohnenden, herunter zu kommen, und sprach mit ihnen im Hofe. In den heißesten Sommertagen hielt er sich meistens in den Kirchen auf.

Einst, als seine Dicke den höchsten Grad erreicht hatte, spielte er auf dem Theater, wie gewöhnlich, die Rolle eines Vertrauten. Er mußte in derselben einen Fußfall machen. Es wurde ihm schon sehr sauer auf die Knie zu fallen; ganz unmöglich fand er es aber, wieder auf die Beine zu kommen. Da lag er nun seinem Gebiether zu Füßen. Vergeblich rief dieser ihm einüber das anderemahl zu: Steh auf! Er blieb liegen und mußte weggeschleift werden. — So beschloß er seine schwerfällige theatralische Laufbahn, denn nie betrat er nach diesem Vorfall die Bühne wieder.

Er starb zu Dresden in einem Alter von vier und fünfzig Jahren. Sein Sarg war von ungeheurer Größe. Als er begraben werden sollte, konnte man denselben in keinen Wagen der Länge nach hineinschieben; man mußte ihn daher auf einen Frachtwagen in die Quere setzen, und so hinaus fahren.

Sonst war er ein guter Gesellschafter, ein

sehr guter Wirth, aber ein sehr mittelmaßiger Sänger. Seinen gröſsten Aufwand machte er in Westenknopfen, die er nicht schön genug finden konnte. —

Ein guter Magen ist wunschenwerther, als ein dicker Leib; und Dickseyn ist etwas Anderes, als Gesundseyn, sonst wäre dieser Mensch nicht schon in seinem vier und fünfzigsten Jahre gestorben. Gott bewahre uns alle vor solcher Unbehulfslichkeit!

Die Eyerdiebe.

Ein Schiffs-Wundarzt hatte auf seiner Reise nach Ost-Indien eine Anzahl Eyer zum Gebrauch der Kranken in einem Verschlage, der ihm eingeräumt worden war. Er selbst führte den Schlüssel dazu in seiner Verwahrung; Niemand konnte ohne sein Vorwissen hinein kommen; und doch fehlten ihm täglich zwey, drey, ja vier Eyer an seinem Vorrath. Darüber wurde er unwillig, und gab seinen Lehrlingen auf den Kopf Schuld, kein anderer Mensch, als sie, habe ihm die Eyer gestohlen. Am Ende kam es so weit, daß er sie im Zorn tüchtig durchprügelte.

Einer von ihnen, der die unschuldig erhaltenen Schläge nicht verschmerzen konnte, legte sich auf das Lauern, um den wahren Dieb zu entdecken; es glückte ihm, und er erzählte dem Wundarzt, was er gesehen hatte. Dieser aber glaubte ihm nicht, und wurde aufs Neue so böse über die Fabel, die ihm der Zunge aufbinden wollte, daß er sehr geneigt war, ihn noch einmal dafür auszubläuen. Der Junge blieb aber

bey seiner Behauptung, und fing am folgenden Morgen bey'm Frühstück neuerdings davon an. Die ganze Gesellschaft wurde durch seine Erzählung begierig, die Sache genauer zu untersuchen.

Zu dem Ende wurden an fünf verschiedenen Stellen in die hölzernen Wände des Verschlag's, in dem eine Laterne brannte, Löcher gebohrt; und gegen Mitternacht fanden sich die Lauscher auf ihrem Posten ein. Der Lehrjunge, der sich schon früher eingestellt, hatte bis jetzt noch nichts bemerkt. Ganz leise nähete sich also Jeder einem von den Löchern und wartete die Sache ab. Es waren der Zeugen sechs, nämlich der Schiffscapitain, ein anderer Officier, der Ober-Bootsmann, der Schiffschreiber, der Schiffswundarzt und sein Lehrjunge. Sie durften nicht lange warten; gleich nach ihnen kamen auch die Diebe. Und wer waren die? Drey große Ratten. Die Eyer befanden sich in einer kleinen offenen Tonne. Eine von den Ratten stieg hinein, die zweyte setzte sich auf den Rand, die dritte blieb draussen und unten. Was die im Innern machte, konnte Niemand sehen, denn die Tonne war schon halb leer. Nach einigen Augenblicken schien die oben auf dem Rande an, etwas zu ziehen; sie hatte

sich hineingebückt; die außen kletterte an den Reifen hinauf, und packte etwas mit dem Maule, was die obere auf dem Rande hielt. Diese bückte sich wieder in die Lonne, und zog von Neuem. Beym dritten Zuge kam die erste Matte, die in die Lonne gestiegen war, wieder zum Vorschein, mit einem Ey zwischen den vier Füßen, den Rücken gegen die innere Wand der Lonne und den Kopf unterwärts gekehrt. Die beyden andern brachten sie in die Schwebel; die unten packte sie am Schwanz, die oben hielt den Eyerdieb am Ohr, und so ließen sie ihn von Reif zu Reif langsam herab. Hierauf schleppten sie ihn, immer auf dem Rücken, das Ey zwischen den Bieren, nach einem Loche, wo man sie aus dem Gesichte verlor.

Der Schiffscapitain gab den Andern ein Zeichen, stehen zu bleiben, und kein Geräusch zu machen. Sie blieben also; und siehe da, die Diebe kamen drey mahl, und brachten drey Eyer weg, jedesmahl Eins. Eine gute Viertelstunde brauchten sie zur Ausführung. Noch ungefähr eben so lange blieben die Lauscher auf ihren Posten; da aber die Diebe nicht wieder kamen, entfernten sie sich. Der Wundarzt bath jetzt seinen Jungen die Schläge ab, die er ihnen unschuldig

gegeben hatte, und verwahrte für die Zukunft seine Eyer besser.

Die Mäuse scheinen zum Stehlen wenigstens eben so viel Verstand zu haben, als die Ratten, wovon der Verfasser dieses Werkes aus eigener Erfahrung ein Beyspiel anführen kann. »In meinem Gartenhause wurden mir nämlich die schönsten Sämereyen, die ich sammelte, von den Mäusen zerstört. Da glaubte ich ein gutes Mittel eronnen zu haben, ihnen ihren Untergang zu bereiten. Ich nahm nämlich ein hohes Halbmaß Glas, bestreute den Boden mit gutem Samen, stellte es auf den Boden und erleichterte den Dieben den Zugang durch Bücher, die ich herumlegte. Laßt ihr euch verleiten hinein zu springen und von der Lockspeise zu naschen, dachte ich, so könnt ihr an dem glatten Glase nicht mehr herauf klimmen und ihr seyd verloren. Allein die Mäuse waren klüger, als ich: sie fraßen mir meinen Samen und ließen sich nicht fangen. Wie kamen sie aber aus dem Glase wieder heraus? Sie nahmen eine Schreibfeder, die auf dem Boden lag, schleppten sie an den Rand des Glases hinauf, lehnten sie hinein wie eine Leiter, und stiegen an derselben auf und ab.

Der Dörfling.

Harford. Der Dörfling.
Beaumont. Sein Begleiter.
John Biech. Ein alter Bauer.
Marie. Dessen Frau.

[(Ein Dorf mit zerstreuten Häusern, die hin und wieder aus Bäumen hervorragen.)]

Harford und Beaumont.

Harf. Hier ist der Ort. — Dieß ist der Unger, wo ich so oft mit meinen Spielkameraden umherschwärzte. Hier kletterte ich auf die hohen Bäume nach Vogelnestern, und ließ auf diesem kleinen Wasser meine Schiffchen von Nußschalen umhersegeln. Welch eine Menge vermischter Empfindungen drängen sich in mein Herz! Der Ort unserer Geburt rührt uns doch mehr, als jeder andere Schauplatz in der Natur!

Beaum. Bey Ihnen muß es bloß der Ort seyn; denn Sie können weder Verwandte noch Freunde mehr haben, da es so lange Zeit her ist, daß Sie ihn verlassen haben.

Harf. Nein, Familien - Verbindungen habe ich nicht, kann auch kaum sagen, daß ich jemahls welche gehabt habe. Denn, wie ich Ihnen schon erzählt, ich ward nach meines Vaters und meiner Mutter Tode mit dem Wenigen, was mir übrig blieb, armen Leuten überlassen, die sich meiner annahmen. Das kleine Kostgeld, das sie für mich erhielten, hörte nach ein Paar Jahren ganz auf.

Beaum. Und wer sorgte denn nachher für Sie?

Harf. Ein ehrliches Paar Landleute, die, so arm sie auch waren, mit der größten Liebe mich aufnahmen, mich nicht allein wie ihr leibliches Kind hielten, sondern auch Alles in der Welt thaten, mir eine meiner Geburt gemähere Erziehung zu verschaffen, als meine hülflosen Umstände vergönnten. Mit dem Beystande des würdigen Geistlichen, der mich selbst Stundenweise unterrichtete, schickten sie mich in die Dorfschule, kleideten mich anständig, und flößten

mir, da sie selbst fromme und fleißige Leute waren, frühzeitig vor dem Laster Abscheu, und zur Tugend Liebe ein. Nie — nie, so lange ich lebe, wird die Verbindlichkeit, die ich ihnen schuldig bin, meiner dankbaren Seele können entrissen werden, und ihretwegen habe ich diese Reise unternommen.

Beaum. Wie lange blieben Sie denn bey ihnen?

Harf. Bis in mein dreyzehntes Jahr. Dann fühlte ich einen unwiderstehlichen Trieb für mein Vaterland zu fechten; und, da ich erfuhr, daß ein entfernter Verwandter Schiffscapitän auf einer königlichen Flotte wäre, nahm ich von meinen würdigen Wohlthätern Abschied und ging nach dem Seehafen, wo er vor Anker lag, nachdem mich die guten Menschen mit den nöthigsten Bedürfnissen zu meiner Reise, so gut sie konnten, versorgt hatten. Nie werde ich die wehmüthige Zärtlichkeit vergessen, mit der sie sich von mir trennten. Die liebevollsten Altern können nicht mehr fühlen! Meine folgenden Begebenheiten wissen Sie, da Sie von der Zeit meiner Schiffsdienste an, mein Gefährte gewesen. Ob nun gleich schon fünfzehn Jahre ver-

flossen sind, so fühle ich meine Zuneigung doch stärker als jemahls, und konnte mich nicht überwinden, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, sie aufzusuchen.

Beaum. Ich zweifle, daß Sie Beyde noch lebend treffen werden.

Harf. Ich hörte unlängst von einem jungen Manne aus diesem Dorfe, daß sie, obgleich in sehr dürftigen Umständen, noch lebten.

Beaum. Besinnen Sie sich noch auf ihre Wohnung?

Harf. O ja; gerade dort in dem Winkel — doch wie? — Ich kann das Haus nicht finden — gleichwohl irre ich mich nicht in seiner Lage. — Sicher ist es niedergerissen worden. O meine guten alten Freunde, in welchem Winkel möget ihr stecken!

Beaum. Ich sehe dort ein kleines Mädchen, wir wollen sie doch fragen.

Harf. Höre doch, mein liebes Kind! Kennst Du nicht hier einen Mann, der John Biech heißt.

Mädchen. Warum nicht? den alten Biech und seine Marie?

Harf. Wo wohnen sie denn?

Mädchen. Ein kleines Eckchen weiter hin, nahe bey der Schmiedegasse.

H a r f. Ich dächte, sie hätten sonst hier gewohnt.

M ä d c h. Ja, so lange, bis der Pächter Tything das Haus abriß und einen Hopfengarten hier anlegte.

H a r f. Zeige mir einmahl seine Wohnung.

M ä d c h. Herzlich gern — Hier in dem mit Stroh gedeckten Häuschen. Eben sitzt Marie an der Thüre und spinnet.

H a r f. Da mein Kind! (Er gibt ihr etwas, und sie springt fröhlich fort.) O wie mir mein Herz schlägt! — Das kann unmbglic meine Pflegemutter seyn! — Doch ja; jetzt erkenne ich ihre Züge. Aber wie alt und elend sieht sie aus!

B e a u m. Fünfzehn Jahr, — in dem Alter! und Kummer und Nahrungsorgen können leicht ein Gesicht unkenntlich machen.

H a r f. (Er geht zu der alten Frau hin.) Guten Morgen, Mutter! Können Ihr mir und meinem Freunde nicht etwas zu trinken geben? Der Tag ist so warm und wir sind uns durstig und müde gegangen.

M a r i e. Mehr als Wasser habe ich nicht. Wollen Sie das, so will ich Ihnen gleich welches holen.

Beaum. Wir verlangen nichts weiter. —
Darf ich Euch die Mühe machen?

Marie. Herzlich gern! Treten Sie aber
doch ein wenig in's Haus. Hier brennt Sie die
Sonne so sehr. Sie finden da auch eine Bank,
wo sie sich setzen können. Indessen will ich es
frisch vom Borne holen.

Harf. Immer noch das gute Geschöpf,
das sie vormahls war. — Lassen Sie uns doch
hineingehn.

(Das Innere der Hütte. — Der alte Morin
sitzt an dem Heerde.)

Beaum. Vergebt, Vater! Wir haben
Eure Frau um einen Trunk frischen Wassers
gebethen.

John Biech. Setzt Euch, setzt Euch, liebe
Leute! Ich wollte Euch gern meinen alten Groß-
vaterstuhl einräumen; ich bin aber lahm und
größten Theils blind.

Harf. Lahm und blind!

John. So geht's, wenn man alt wird,
und wenig zu leben hat.

Beaum. Ihr habt also nichts, als Eurer
Hände Arbeit, wovon Ihr Euch nährt?

John. O so lange die sich regen konnten,

so ging's noch gut. Aber jetzt kann ich wenig oder nichts mehr verdienen, und das bischen Spinnen meiner guten alten Mutter will auch nicht weit reichen. Die Gemeinde muß uns also ernähren.

H a r f. Die Gemeinde! Diese, hoffe ich, wird doch Rücksicht auf die Dienste Eurer jüngern Jahre nehmen.

J o h n. Ach, Herr! ich bin nicht zu Klagen gewohnt: wie weit aber kann ein Schilling *) die Woche über bey jetzigen theuren Zeiten reichen.

H a r f. Freylich, wenig genug! Und ist dieß Alles, was man Euch zugesteht?

J o h n. Alles, und auch das will man uns nicht länger geben, sondern man will uns ins Arbeitshaus schaffen.

M a r i e (bringt das Wasser). Hier, meine Herren, der Krug ist rein, wenn Sie daraus trinken können.

H a r f. In ein Arbeitshaus, sagt Ihr?

M a r i e. Ja, leider! Dieß macht meinen guten alten Mann so unruhig, daß wir noch in unsern alten Tagen in einem Arbeitshause sterben sollen. Wir haben in unserer Jugend

*) Sechs bis sieben Groschen.

besser gelebt, das versichere ich Ihnen, wir hatten einen kleinen Pacht, aber da wurden wir von einem reichern Pächter überbothen, und seit der Zeit sind wir immer ärmer und ärmer, und auch schwächer und schwächer geworden, so daß uns nun keine Hülfe mehr übrig bleibt.

J o h n (weinend und schluchzend). Ach! in einem Arbeitshause zu sterben, welches nicht viel besser als ein Zuchthaus ist, da auch Müßiggänger und Taugenichtse dahin gebracht werden. Raum kann ich den Gedanken ertragen! Doch wer kann wider Gott? es muß sein Wille seyn.

H a r f. Habt Ihr denn keine Kinder und Freunde, die Euch beystehen können?

J o h n. Unsre Kinder, Herr, sind alle todt, ausgenommen eins, das weit und lange von uns weg ist, und so arm war wie wir.

B e a u m. Aber gewiß, liebe Freunde, solche ehrbare Leute, wie Ihr seyd, sollten und müßten, dünkte ich, Jemand finden, der sich ihrer annehme.

M a r i e. Ach! wir kennen Niemanden, als unsere Nachbarn, und die denken, für solch armes Volk, wie wir sind, sey ein Arbeitshaus gut genug.

Harf. War nicht vormahls eine Familie Harford in diesem Dorfe?

John. Ja, Herr, aber dieß ist schon lange her. Sie sind alle todt, oder doch sehr weit von hier entfernt.

Marie. Der Jüngste von ihnen, und ich kann wohl sagen, das beste Kind unter allen, ward in unserm Hause erzogen. Er war ungefähr dreyzehn Jahr alt, als er von uns ging, und ein herzensguter Junge, ich hatte ihn so lieb, als wenn er mein eigenes Kind gewesen wäre.

Harf. Wo ist er denn hingekommen?

John. Ja, Herr! er war ein Junge, dem das Herz auf dem rechten Flecke saß, voller Muth, und doch dabey so sanft, wie ein Lamm. Im letzten Kriege nahm er Dienste auf einem Schiffe. Nichts konnte ihn zurückhalten, und wir haben seit der Zeit nichts weiter von ihm gehört.

Marie. Ach, ich stehe dafür, er ist gewiß gestorben oder getödtet worden; denn lebte er noch und wäre er in England, so suchte er gewiß seine armen Pflegeältern wieder auf. Viele lange Nächte habe ich um ihn geweint!

Harf. (zu Beaumont.) Mein, länger kann ich mich nicht halten.

Beaum. Nur noch einen Augenblick! —
 Gut, meine Freunde, zu Eurer Freude will ich
 Euch dann eine angenehme Nachricht sagen:
 dieser Harford, Friedrich Harford —

Marie. Ja ja, so hieß er — mein lieber,
 guter Fritz! o wißt Ihr was von ihm? sollte
 er noch leben?

Joh n. Laß doch den Herrn ausreden, Mut-
 ter!

Beaum. Fritz Harford lebt, ist glücklich,
 Lieutenant in des Königs Diensten, und einer
 der bravsten Officiere.

Joh n. Ich will nicht hoffen, daß Sie mit
 uns scherzen, Sir?

Beaum. Auf meine Ehre nicht.

Marie. Gott sey's gedankt! Ach! wenn
 ich ihn doch sehen sollte!

Joh n. Ja, das wünsche ich auch noch, ehe
 ich sterbe.

Harf. Hier ist er — hier ist er — meine
 liebsten Wohlthäter! Hier bin ich, Euch einen
 Theil der großen Schuld für die Liebe abzutra-
 gen, womit Ihr mich in meiner Kindheit ge-
 pflegt habt.

(Er schlägt die Arme um Mariens Nacken und küßt sie.)

Marie. Wie! — dieser Herr wäre mein Fritz? — Ja, ja, er ist's, er ist's — Nun sehe ich es — ich sehe es!

John. O meine alten trüben Augen! Doch jetzt höre ich seine Stimme — er ist's. (Streckt seine Hand aus, die Harford ergreift und an sein Herz drückt.)

Harf. Guter Greis! O daß Ihr mich sehen könntet, wie ich Euch sehe.

John. Genug, genug — er ist's, und so zufrieden als ich, war nie ein Mensch auf Erden.

Marie. O glücklicher Tag!

Harf. Konntet Ihr wohl glauben, daß ich Euch jemahls vergessen würde?

John. O nein, dazu kannte ich dich zu gut. Verzeih, daß ich immer noch mit dem alten Fritz zu reden glaube. Das Sie stockt und stockt.

Harf. Recht so! Ich werde Euch lebenslang als Vater verehren, und es dünkt mir wohl, daß Ihr auch in mir Euren Sohn seht.

John. O, welch ein Sohn! Mein altes Herz brennt und erwärmt mein ganzes Blut. Doch wie lange ist's schon, daß wir von einander sind?

Marie. Fünfzehn Jahr, kommende Lichtmesse.

H a r f. Nun erst vor drey Wochen bin ich in England angelangt, und seit der langen Zeit habe ich mein Vaterland nicht wieder gesehen.

J o h n. Und bist so gut, uns so bald aufzusuchen!

M a r i e. Was für ein großer schöner Mann ist er geworden! aber immer das freundliche Kind wie vormahls.

J o h n. O könnte ich ihn doch sehen! — aber — was schadet's! Er ist ja da, lebt, und ich halte ihn bey der Hand.

H a r f. Es thut mir in der Seele weh, wenn ich bedenke, was ihr erlitten habt! Aber nun sey Allen Kummer ein Ende! — Kein Arbeitshaus weiter! Keine Sorge der Nahrung mehr!

J o h n. Gott sey gelobt! O wie wohl ist mir! — Aber wir müssen Ihm nicht zur Last fallen.

H a r f. Nicht ein Wort davon! So lange ich einen Schilling habe, werde ich ihn mit Euch theilen. Trugt Ihr nicht Sorge für mich, da mich alle Welt verließ, da ich weder Vater noch Mutter mehr hatte, und ich sollte Euch in Eurem Alter verlassen? So würde mich Gott verlassen!

M a r i e. (Weint vor Freude.) O das habe ich

immer gedacht, daß Friß noch ein Segen für uns seyn würde!

Harf. Ihr müßt diese armselige Hütte je eher, je lieber verlassen, da Ihr hier Sturm und Regen ausgesetzt seyd, und wir wollen sogleich zusehen, wo ein hübsches Häuschen für Euch aufzufinden ist, es sey hier oder in der Nachbarschaft.

John. O liebster Herr, lassen Sie uns hier sterben, da wir hier gelebt haben! Ich höre, des alten Zimmermann Richards Haus soll jetzt leer seyn; wenn es aber nur nicht zu theuer ist?

Harf. Da laßt mich dafür sorgen. Es ist das weiße Häuschen, nahe bey Eurem vorigen, nicht weit vom Unger, ich erinnere mich dessen ganz wohl; gerade so, wie ich es für Euch wünsche.

Marie. O, das übersteigt alle meine Hoffnung!

Harf. Es war, däucht mir, auch eine kleine Stallung dabey? Da will ich Euch eine Kuh anschaffen und eine Milchmagd.

Marie. Auch ein rechtes hübsches Obst- und Rüchengärtchen.

Harf. Wie ich auch nicht anders weiß, Platz zu ein Paar Schweinchen und Federvieh? Alles soll mit Bewohnern und dem nöthigen

Geräthe dazu aufs beste, auch mit Möbeln für
Euer Stübchen versorgt werden,

Joh n. O zu viel! zu viel!

Marie. (Schluchzend zu ihrem Manne.) Sage
mir nur, Vater, warum ich so heulen und schreyen
muß, da das doch lauter gute Dinge sind, die
uns widerfahren?

Joh n. Auch meine blinden Augen laufen
über.

Har f. Wer hat denn das Haus zum Ver-
kauf?

Joh n. Unser nächster Nachbar, Weizfeld.

Har f. Ich gehe sogleich zu ihm; werde Alles
in Richtigkeit bringen und unverzüglich wieder
bey Euch seyn. Kommen Sie, Beaumont! Gott
segne Euch beyde!

Joh n. Gott im Himmel segne Sie!

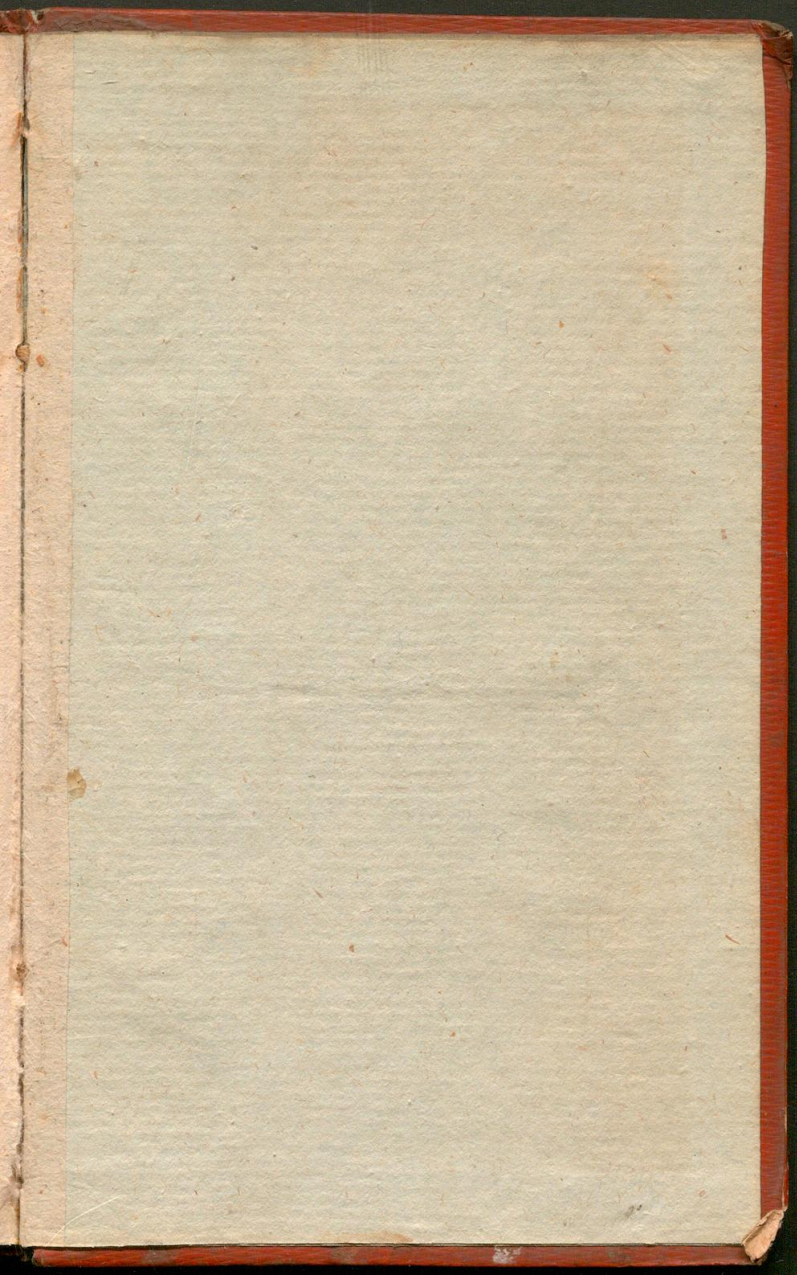
Marie. O! Welch ein glücklicher Tag! Wer
hätte glauben sollen, daß wir das noch erleben
würden, unsern Fritz wieder zu sehen! Und uns
in solchem Überflusse!

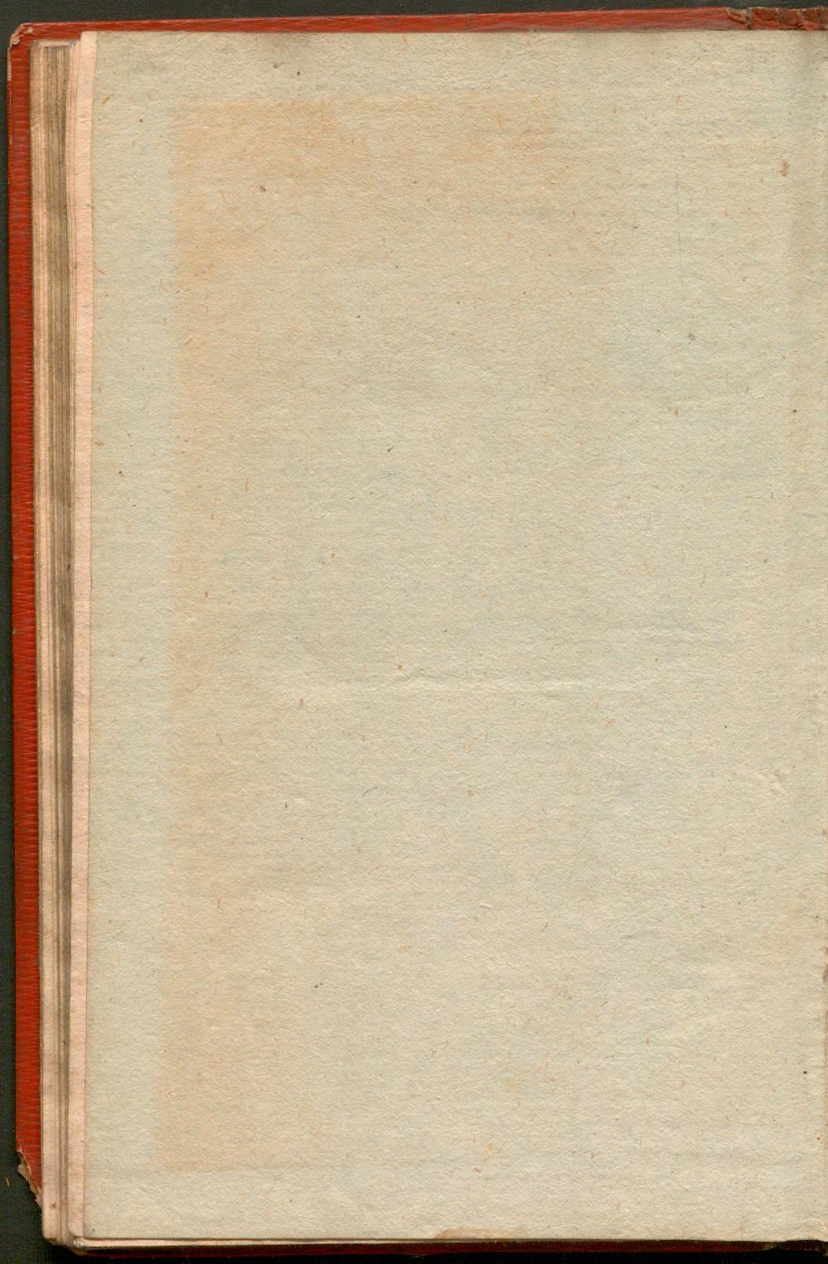
Joh n. Ich habe es immer gesagt: »Der
dort oben wohnt, läßt nichts unbe-
lohnt!«

(Aus dem Englischen.)

Inhalt.

	Seite.
Gottes Fügungen	1
Die Geisterburg	18
Morgenlied	26
Rosemunde	28
Die Vorsehung	89
Nöthige Aufsicht über kleine Kinder	71
Der Knabe ohne Kopf	81
Der dicke Mann	90
Der Dörfling	98





58K 4.62
9

